This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

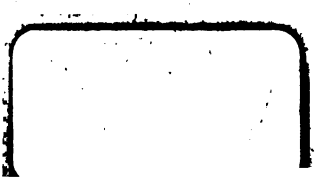
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Griesinger
ELW

Natin A
2/3.09
8-13
12681
G.9143-25

Silhouetten

aus

Schwaben

von

Carl Theodor Griesinger.

C
CIRCULATING
LIBRARY.

Heilbronn,
Verlag von C. Drechsler.
1838.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472363

Vorrede.

Die Vorrede ist für ein Buch noch unentbehrlicher, als dieses Buch selbst für die Menschen ist. Die Vorrede muß erst erklären, was an dem Buche ist. Wenn's hier nicht gesagt würde, so wüßte man oft gar nicht, was in dem ganzen Buch gesagt seyn solle. In der Vorrede besieht sich das Werk selber; sie ist also für dieses, was der Spiegel für ein Zimmer, oder ein Fluß für eine Gegend ist.

Die Leute fragen: was sollen Silhouetten aus Schwaben? wer soll nun antworten, wenn die Vorrede nicht antwortet? Also antwortet die Vorrede: Silhouetten aus Schwaben sollen nichts anderes seyn, als eine Skizzirung aller Stände, Sitten und Gebräuche dieses Landes.

Wenn ein Maler die Umrisse einer griechischen Nase auf's Papier hinwirft, so weiß jeder, der schon eine griechische Nase gesehen hat, daß das eine griechische Nase ist. Welchem Griechen aber diese Nase angehört, das weiß er unmöglich. Ebenso ist's mit diesen Silhouetten. Wenn z. B. eine Ueberschrift dasteht, Nro. 26. der Schulprovisor, so ist ganz natürlich, daß nicht dieser oder jener Schulprovisor damit gemeint ist, so wenig als bei dem Maler diese oder jene griechische Nase, es trifft vielmehr den ganzen Stand. Also ist es wiederum ganz natürlich, daß dieser oder jener Schulprovisor gar nicht damit gemeint ist, oder doch wenigstens nur zum Theil. Es muß doch Ausnahmen geben, und unter den griechischen Nasen wird man auch welche gefunden haben, die nicht ganz die griechische Norm hatten, sondern ein Bischen sich dem Stumpfnäschen näherten. Es soll mich sehr freuen, wenn unter allen silhouettirten Ständen gar viele dieser Standespersonen

meinen, der Schattenriß gehe sie nichts an, sie werden mir aber doch nicht ableugnen, daß er wenigstens sehr Viele, wenn nicht beinahe Alle, trifft.

Wer silhouettiren will, muß einen festen Strich haben und die Idee seines Bildes muß ihm klar vor Augen schweben. Wenn man nicht gleich auf den ersten Anblick erkennt, wen die Sache eigentlich angeht, so ist's schon nichts. Ein klares Bild der Stände und Sitten, deren markirteste Züge ich hier wieder geben wollte, konnte ich wohl haben, da ich alle Gegenden Schwabens so ziemlich genau kenne und mit dem Nachtwächter so gut schon parlirt habe, als mit seiner Magnificenz, dem hochwürdigen Herrn Prälaten. Wie's sonst mit diesen Silhouetten aussieht, darüber möge der Leser entscheiden. Mir war es eine Aufmunterung, daß die wenigen, welche bis jetzt in Zeitschriften erschienen sind, in andern Zeitschriften abgedruckt und vom Publikum mit Beifall aufgenommen wurden.

Eine lange Vorrede lieſt man nie gerne, manchmal auch gar nicht; darum: ich empfehle mich. Auf Wiederſehen wenn's möglich iſt.

1.

Der Schwabe.

Der Schwabe zeichnet sich dadurch vor allen andern Völkern aus, daß er ein Schwabe ist.

Der Schwabe hat blonde Haare, blaue Augen, eine Stumpfnase, ein rothwangigtes, etwas breites Gesicht, einen Schelmenzug um den Mund, ist kräftig gebaut und weder zu groß, noch zu klein. Er trägt Schuhe mit Schnallen, weiße Strümpfe mit ziemlichen Waden, lederne, gelb-weiße Beinkleider, das heißt, wenn's ein Mannsbild ist, keine Weste, aber einen Hosenträger, ein tüchenes Wamms oder einen langen Rock und eine pelzbesetzte Sammtmütze oder einen dreigespitzten schwarzen Filzhut. Ist's ein Frauensbild, so tritt an die Stelle der Beinkleider ein Rock von Cammesas oder Barchent oder Tuch, mit einer ungeheuren Menge Falten, der bis an's Knie oder auch etwas darüber reicht, an die Stelle des Wammses ein mit Silberschnüren besetztes Mieder nebst einem barchentnen Kittel, und an die Stelle der Kappe eine Haube. Am meisten brüstet sich ein Schwabenmädchen mit seinen weißen Hemdärmeln, denn im Sommer geht es stets hemdärmelich, und diese Hemdärmel sind nicht selten von der feinsten Leinwand, während das Hemd selbst von so grobem teustem Tuch ist, daß es die Haut aufritzt. Das Schönste an ihr aber sind ihre dicken Zöpfe, die nicht selten bis über die Kniee herabhängen und mit breiten Bändern durchflochten sind.

Der Schwabe hat drei Haupteigenthümlichkeiten. Die erste ist seine Sprache. Jedes Volk hat seine eigene Sprache, aber auch jeder besondere Zweig eines Volksstammes hat seine besondere Sprache, oder wenigstens Dialect. Ein Schwabe spricht nun zwar deutsch, aber weder plattdeutsch, noch sächsisch-deutsch, noch berlinisch-deutsch, noch fränkisch-deutsch, sondern er spricht schwäbisch-deutsch. Wie die schwäbische Mundart beschaffen sei, das kann ich Ihnen, mein hochverehrter Leser, so eigentlich nicht sagen; denn diese Mundart hat selbst wieder viel Unterdialecte, wie sie denn z. B. bei Heilbronn durch die Juden und bei Ulm durch das Bier nüancirt erscheint. Denn Sie müssen wissen, wo viel Juden wohnen, da wird die Sprache spitzig wie ein jüdisches Kinn und ein hebräischer Bart, und wo viel Bier getrunken wird, da wird sie breit, und sieht aus, wie ein derbes, von Gesundheit strotzendes, wohlgenährtes Gesicht. Uebrigens ist sich die schwäbische Mundart in Etwas wenigstens überall gleich. Denn wie jenen jüdischen Stamm am Schibolath, so erkennt man den Schwaben am S und St. Das kann er durchaus nicht aussprechen. Er sagt daher nicht: sprechen, sondern schprechen, nicht Stadt, sondern Schtadt. Ferner ist er ein abgesagter Feind des „ge" in den Participiis passivis (Sie verzeihen den lateinischen Ausdruck, allein ich bin auch ein Schwabe, und die Schwaben lieben fremde Wörter gar sehr, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, absonderlich wenn sie keine passenden deutschen dafür zu setzen wissen), und das „n" am Ende der Zeit- und anderer Wörter. Er sagt daher nie: „ich habe getrunken", sondern: „ich habe trunken", und nie: „Lieben Sie mich?", sondern: „Lieba Sie mich?", wo das „a" ungefähr so lautet, wie der englische Artikel a. Endlich spricht er alle „A" wie ein halbes „O" aus, und sagt daher immer

„Jo" und nicht „Ja". Sie meinen, das klinge nicht hübsch? Möglich, aber es klingt doch immer noch besser, als wenn man, wie die Carlsruher sagen würde: „Ja Jo", — und lassen Sie sich einmal vor einem frischen, schönen Schwabenmädchen sehen, und ich bin sicher, Sie werden höchlich zufrieden seyn, wenn sie Ihnen auf gewisse Fragen mit Jo antwortet, viel zufriedener, als wenn sie, wenn auch im reinsten Hochdeutsch, Nein sagen würde. Am besten ist's also, Sie kommen selbst nach Schwaben, und hören sich die Sprache einmal an, oder wenn Sie dazu keine Zeit oder kein Geld haben, so lesen Sie Weizmanns Gedichte, dann werden Sie schon einen Begriff bekommen.

Eine zweite Eigenthümlichkeit des Schwaben ist, daß er eine aufforordentliche Menge von Vettern und Basen hat. Es wimmelt eigentlich von Verwandten, und wenn man einen solchen nicht Herr Vetter und Jungfer oder Frau Base titulirt, so ist er im Stand und schilt Sie einen hochmüthigen Narren und nimmt's Ihnen übel ein ganzes Jahr lang. Auch gibt's Menschen in diesem Lande, die ihre Vettern und Basen kennen bis in's 17te Glied hinaus, und beim 16ten noch glauben, die Verwandtschaft sei nicht so weitläufig.

Eine dritte, aber nicht minder wichtige Eigenthümlichkeit des Schwaben ist das, daß er alle Bittsätze mit dem Wörtlein „Oh!" beginnt. Es ist ihm durchaus unmöglich zu sagen: Darf ich Sie nicht bitten? sondern er muß sagen: Oh! Darf ich Sie nicht bitten. An diesem Oh! hat sich schon Mancher verrathen, der da glaubte, er habe längst alle Schwabismen abgelegt.

Im Uebrigen ist der Schwabe einem andern Menschen ähnlich, wie ein Ey dem andern. Denn daß er ein Freund von der Musik ist, und am Abend, wenn die Arbeit

vollbracht ist, die Mädchen und die Buben vor die Häuser hinsitzen oder die Straßen entlang ziehen und mit heller Stimme vielleicht bis in die Nacht hinein ihre Volkslieder absingen, die irgend ein Genie des Dorfes erdacht, oder die von ältern Zeiten her ererbt, oder von andern Dörfern entlehnt sind, das ist eine Sache, die man im südlichen Frankreich noch weit häufiger trifft. Oder meinen Sie etwa, das sei eine schwäbische Eigenthümlichkeit, daß er verliebter Natur ist und schon im 15ten Jahr einen Schatz haben muß? Da fangen die Italiener doch noch früher an. Oder daß er religiös ist und gerne die Kirche besucht? Das thun die Spanier auch. Oder daß er ein Anbeter ist alles Fremden und Ausländischen, und wär's auch viel schlechter als das Inländische, Einheimische? Diese Eigenthümlichkeit hat er mit allen Deutschen gemein. Oder daß er sein Weib gern ein bischen prügelt? Die Engländer thun's auch, und die Russen noch weit mehr. Oder daß er gern trinkt? Seit undenklichen Zeiten betranken sich die Deutschen. Und doch — Eines noch hat er vor allen andern Deutschen voraus: er ist gutmüthiger, als sie Alle zusammen.

2.

Der alte Reichsstädter.

Der alte Reichsstädter ist entweder Kaufmann, oder Gerber, oder Handwerksmann kurz weg. Bauer oder Ackersmann mag er nicht seyn. Denn es war einmal eine Zeit, da seine Vaterstadt eine Reichsstadt war, und diese Zeit war eine schöne Zeit. Da waren ihr eine Menge Dörfer der Umgegend unterworfen, und in keinem dieser Dörfer durfte ein Schmied seyn, oder ein Wagner, oder ein Zimmermann, oder ein Handwerksmann überhaupt, oder ein Kaufmann, sondern in der Reichsstadt mußten sie ihre Waaren holen, und ihre zerbrochenen Wägen repariren und ihre Pferde beschlagen lassen. Das war nun zwar nicht sehr bequem für die Dorfbewohner, aber um so bequemer für die Reichsstädter; denn sie hatten nun ein Monopol für sich, das Monopol des Allein-Gewinnes, ein Monopol, wie der Pascha von Egypten kein besseres aufzuweisen hat. Ach! es waren glorreiche Zeiten, jene Zeiten des Monopols und der Herrschaft! War ja doch jeder Bürger der Stadt Mitregent bei der Regentschaft über die Dörfer! Durfte ja doch Jeder mitwählen an dieser Regentschaft, ja sogar selbst Ansprüche und Hoffnungen hegen, selbst zu dieser hohen Ehre zu gelangen, zu der Ehre einer reichsstädtischen Magistratsperson! Darum kennt der alte Reichsstädter auch jezt noch keine höhere Würde, als die Stadtrathswürde, und der Oberbürgermeister steht ihm höher, als der Präsident eines Gerichtshofes, obgleich dieser ehrenhafte Magistrat nunmehr keine Gesetze mehr erlassen kann und kein Recht mehr hat über Leben und Tod.

Neben der Erinnerung an die frühere Herrschaft steckt ihm am meisten im Kopf die frühere Abgaben-Freiheit. Die Abgaben, die man dem Kaiser und an das Reich zahlen mußte, waren sehr gering; darum waren auch die Abgaben des einzelnen Bürgers gering, und zwar sehr gering, denn die Dörfer mußten das Meiste tragen. Nun aber soll er seyn, wie jeder andere Staatsbürger, und soll zahlen wie jeder andere Württemberger, oder Baier, oder Badenser, ist das nicht ungerecht, oder doch wenigstens unangenehm? Der alte Reichsstädter politisirt daher sehr gerne. Zum Politisiren gehört aber nothwendig das Wirthshaussitzen; denn zu Hause geht so was nicht. An die Frau hinschwatzen, oder an die Tochter? Das wäre eine schöne Langeweile. Diesen wird höchstens der Aerger gezeigt, den man hat, weil das Vergangene nicht mehr ist. Manchmal wird er auch an ihnen ausgelassen. Der alte Reichsstädter geht also in's Wirthshaus, und sehr gerne in's Wirthshaus; allda trifft er seine Gesellschaft, lauter ähnlich Gesinnte, da kann er sein Herz ausleeren. Und sagt nicht der Schustersgeselle im liederlichen Kleeblatt: im Wirthshaus werde der schlechteste Bissen zur Delicatesse? Hier wird nun die Zeitung gelesen und über Krieg und Frieden abgeschlossen, als hätte er zu entscheiden in der Welt; und alle Abende kommt dann das Gespräch auf die vaterländischen Angelegenheiten, und ihm ist seine Vaterstadt sein Vaterland; und gar nichts gefällt ihm und keine Verordnung ist ihm recht und kein Gesetz, und wenn er noch Herr wäre, wie ehemals, er würde es ganz anders machen, so anders, daß wenigstens er selbst zufrieden seyn könnte.

Der alte Reichsstädter ist daher stets ein großer Schreier und Rechthaber; ein Fremder, der die Verhältnisse nicht kennt, könnte ihn sogar für einen großen

Reactionär und Revolutionär halten, für einen Radicalen trotz dem Iren O'Connel. Dem ist aber durchaus nicht so; denn er ist reich; und wer reich ist, der liebt die Umwälzungen nicht, da er durch sie allein verlieren kann und nichts gewinnen. Den Reichthum hat er als Erbschaft von den glücklicheren Tagen her angetreten, und er weiß ihn wohl zu bewahren; denn seine Tochter darf Keinen heirathen, der nicht eben so viel hat als sie.

Er ist aber nicht blos reich; er ist auch stolz auf seinen Reichthum; so stolz, daß man ihn leicht für hochmüthig und für barsch und grob halten könnte. Wer nicht reich ist, den verachtet er, und wäre es auch der Oberamtmann oder der Oberamtsrichter. Und dadurch unterscheidet er sich wesentlich von andern Städtern. Denn diese verehren den Staatsbeamten als ein höheres Wesen. Was soll aber ihm ein solcher Beamter? Hat er ihm gerufen? Ist das nicht vielmehr eine aufgedrungene Obrigkeit? Konnte er nicht noch vor wenigen Jahren selbst zu größerer Macht gelangen? Sind nicht diese Staatsdiener Großthuer mit ihrem Bischen Einkommen und wollen den Ton angeben, während doch nur er mit seinen Steuern ihren Unterhalt bestreitet? Die Beamten in einer alten Reichsstadt sind daher sehr übel daran, und können gegen die Geldaristokratie der Kaufleute nicht aufkommen, wenn sie auch vom höchsten Adel wären.

Der alte Reichsstädter ist zwar ein großer Freund der alten reichsstädtischen Freiheiten, aber er hat durchaus wenig liberale Ideen. Am verhaßtesten ist ihm die Emancipation der Juden. Die Juden konnte er von jeher nicht leiden. Durften sie ja in den meisten Reichsstädten nur gegen große drückende Abgaben existiren! Oder kann er nicht denselben Profit, den sie gerne hätten, sich aneignen und selbst machen? Dagegen ist er ein großer Freund

des Vergnügens, und nirgends gibt's so viel Bälle, Scheibenschießen und dergleichen, als in alten Reichsstädten. Aber er liebt das Vergnügen nicht, weil er eine Freude am Vergnügen hat; er liebt es aus besondern Gründen. Er liebt es, um seine Familie im Glanz zeigen und seine harten Thaler klingeln lassen zu können. Das ist eine Freude, wenn die Mitbürger auf ihn sehen und neidisch ihn betrachten und ein Gesicht schneiden, als ob ihnen sein Reichthum Bauchgrimmen verursachte. Er aber lacht in seinem Innern, wenn er den Regierungsrath sieht mit dem Bändelchen im Knopfloch, und denkt: So kannst du freilich nicht hin.

Der alte Reichsstädter wird nicht lange mehr leben. Er stirbt aus noch mit dieser Generation. Gegenwärtig trägt er Trauer, weil die Zöpfe durchaus nicht mehr gehen, und er liebte seinen Zopf so sehr.

3.

Der protestantische Landpfarrer.

Der protestantische Landpfarrer trägt gewöhnlich schwarze Beinkleider, die an den Knieen etwas abgeschabt sind, Stiefel, denen man es ansieht, daß sie auf dem Dorfe fabricirt wurden, einen grauen, blauen, braunen oder, aber selten, weil die Farbe heikel ist — schwarzen Rock, der vor sechs Jahren neu, aber doch nicht in der Mode war, und einen alten Hut, oder eine Kappe mit breitem Rand und langem Stilpe.

Er hat vielerlei zu thun, der protestantische Geistliche; vor Allem muß er alle Sonntag predigen und Kinderlehre halten, worauf er sich entweder gar nicht oder kaum einen Tag lang präparirt. Denn es gibt verschiedene Köpfe, entweder solche, die ihre Predigt abschreiben und ablesen, oder abschreiben und auswendig lernen, oder selbst machen und ablesen, oder selbst machen und auswendig lernen, oder endlich selbst machen und extemporiren. Das Letztere kann nicht Jeder. Die Bauern aber haben's so am gernsten. Das Erste sollte eigentlich der Decan nicht leiden, und er leidet's auch nicht, wenn nicht etwa die Predigten aus einem von ihm selbst herausgegebenen Predigtbuche genommen sind. — Der protestantische Geistliche hat ferner Wochen-Gottesdienste, als da sind alle Mittwoche eine Betstunde, wobei er nichts verstehen muß, als das Lesen, alle Freitage eine Kinderlehre, in welcher Niemand ist, als seine liebe Schuljugend mit ihrem Lehrer, und die nicht einmal freiwillig, sondern auf dem Wege der Execution, und endlich, je nachdem viel oder wenige Leute im Dorfe wohnen, manchmal eine Leichenrede, Hochzeitspredigt oder Taufe. Bei diesen Reden macht er sich's bequem. Er fabricirt etwa 4 — 8 solcher Gelegenheitspredigten, damit

er eine Auswahl hat, und da müßte es doch der Kuckuk seyn, wenn nicht eine derselben auf den gerade vorliegenden Fall passen würde. Die wird nunmehr gehalten und wäre es auch zum hundertsten Male. Was thuts? Die Bauern und ihre Weiber weinen doch, wenn's eine Leiche ist, und sind fröhlich, wenn's eine Hochzeit ist, das ist so Herkommen, der Pfarrer mag schwatzen, was er will. — Drittens hat der protestantische Pfarrer die Kirchenbücher zu führen, Tauf- und Communionsscheine zu schreiben, wenn solche verlangt werden, was ihm nicht unlieb ist, da sie 15 kr. und noch mehr per Stück eintragen, die Schule zu besuchen, den Schulmeister und Provisor ein Bischen zu corrigiren und manchmal zu riffeln, gelegentlich auch selbst Religion- und Confirmanden-Unterricht zu ertheilen, Ehesachen und andere ärgerliche Geschichten vor dem Kirchenconvente abzumachen, Conscriptionslisten zu verfertigen und das Volk zu zählen. — Viertens endlich und hauptsächlich hat er dem eigenen Studium obzuliegen. Er soll nicht stehen bleiben, wo die Gelehrten zur Zeit seines Universitätslebens standen, er soll auch nicht verbauern und verrosten im alten Staube, sondern weiter schreiten soll er mit der Welt und Alles wissen, was in der neuesten Zeit in der theologischen Welt Großes geleistet wird. Das Leztere geschieht nun zwar nicht oft, um so mehr aber das Erstere. Der gute Mann bleibt nicht da stehen, wo er vor Zeiten stand, vielmehr in seinem fünfzigsten Jahre weiß er blutwenig mehr davon, was er in seinem dreißigsten und fünfundzwanzigsten wußte; er ist zwar nicht stehen geblieben, aber doch rückwärts gekommen.

Er hat viel durchgemacht, der protestantische Geistliche, bis er es so weit brachte. Als er noch ein Knabe war und die Schule besuchte, wie oft und lange mußte

er da ob den lateinischen und griechischen und hebräischen Regeln und Wörtern sitzen, wenn seine Kameraden schon lange auf der Gasse herumschwärmten! Wie oft und viel Schläge bekam er vorzugsweise, weil der Herr Präceptor ein besonderes Aug' auf ihn hatte, als künftigen Studiosum der heiligen Theologie, und im Landexamen Ehre mit ihm einlegen wollte! Und wie viele Examina mußte er durchmachen! Alle Jahre kam der Pädagogarch, um die Schule zu visitiren; dann kamen die drei Landexamina; dann glückte es ihm vielleicht, einer der Dreißig zu seyn, die unter Achtzig, welche sich melden, in das niedere Kloster aufgenommen werden; dann hatte er wieder vier Jahre lang alle halb Jahre ein Examen auszustehen, bis er wieder ein Haupteramen machen mußte, das Concursexamen mit den nicht in den niedern Klöstern Erzogenen, die etwa auf dem Gymnasium zu Stuttgart sich ausgebildet hatten und nun auch in's höhere Kloster zu Tübingen aufgenommen werden wollten. Endlich, wenn's hoch gieng, war er so glücklich, ein Seminarist des hohen Stipendiums zu seyn. Was bildete er sich da ein! Student und Stiftler! Er glaubte mehr zu seyn, als alle in der Stadt Studirenden, denn er glaubte mehr zu wissen, und dieser Stolz, verbunden mit dem gleichförmigen Leben, klebte ihm so an, daß man in ihm sein ganzes Leben hindurch den Stiftler erkennen muß, zum Unterschied von einem in der Welt erzogenen Manne. Und doch, wie hatte er Respect vor allen Stadtburschen, den gewaltigen Schlägern. Respect in allen Dingen, die man Studentensachen nennt, besonders Ehrensachen anbelangend! Wie schimpfte er auf die Klosterordnung, wie oft übertrat er sie und kam in's leidige Karzer! und wie oft bat er doch, trotz alles Stolzes und alles Schimpfens, eine Note ab beim hohen Ephorat, und demüthigte sich gar sehr, und

flehte um Schonung, daß er nicht des Stiftes in Gnaden entlassen würde, denn er fürchtete die Lamentationen der Mutter und den Grimm des Vaters! Ach! es waren doch schöne Zeiten, die Zeiten des Burschenwesens, da er noch als der größten Tinker einer anerkannt war, und keiner wagte, sich ihm hierin zu stellen! Und doch! wie viele Examina hatte er auch da wieder durchzumachen! Alle Halbjahre ein allgemeines und für jedes Collegium ein besonderes! Und fünf Jahre mußte er da seyn und etliche und vierzig Collegien hören! Endlich kommt wieder ein Haupteramen, das erste Diensteramen. Hier hat er immer einen Vorzug vor dem, der in der Stadt studirte, denn er weiß mehr, als dieser, und ist des Geprüftwerdens schon gewohnt. Nun ist der Herr Candidat der Theologie befähigt, Vicariatsdienste zu versehen. Er wird hinausgeschickt auf's Land, um diesen oder jenen alten Pfarrer zu unterstützen. Sein erstes Geschäft ist jetzt, sich zu versprechen, denn verliebt ist er sogleich. Die Braut ist auch gleich da; es ist ein junges Mädchen, nämlich eben so alt, als er, ein vermögliches Mädchen, nämlich sie hat, ausser ihrer Aussteuer, eben so wenig, als er; aber verliebt ist sie nicht gerade, wie er, sondern wo möglich noch mehr. Das gibt eine Braut- und Bräutigamsschaft von etwa acht Jährchen oder auch noch länger. Denn so lang beliebt es dem Herrn Vicar, Vicar bleiben zu müssen. Welche Sehnsucht nun des liebenden Paares, unter Ein Dach zu kommen! Wie betet die Braut um einen Pfarrdienst, und wie zählt er alle sterbenden Pfarrer, und wünscht, es möchte eine Seuche kommen und Luft schaffen, aber ohne etwas Böses dabei zu denken! Endlich, nachdem auch noch das zweite Diensteramen mit Glück überstanden ist, endlich hat er den ersten Pfarrdienst. Er trägt nicht viel, kaum etwas über 600 fl.

Aber man darf ja nur acht Jahre darauf bleiben; dann macht man wieder ein Examen, das Beförderungsexamen; und nun bekommt man einen bessern Dienst, einen Dienst von 800 fl. Und dann nach noch einmal 12 Jahren, wenn man das allerletzte Beförderungsexamen gemacht hat und noch lebt, einen noch bessern Dienst, einen Dienst von 1000 oder gar noch mehr Gulden. Das sind ja herrliche Aussichten! Aber hat er's nicht verdient, der gute Mann, nach so schwerer Prüfung, nachdem er ein und dreißig Examina durchgemacht, die Collegienprüfungen und die Examina, in denen er durchfiel, nicht mitgerechnet!

Der Herr Pfarrer lebt sehr glücklich mit seiner Frau. Absonderlich im Anfang der Ehe. Morgens trinken sie Caffee, d. h. Roggencaffee, wenn's nicht gar geröstete Gerste oder gelbe Rüben sind; Mittags essen sie Sauerkraut und Abends Erdbirnen mit etwas Milch. Die meiste Zeit bringt der Herr Pastor auf seinem Studierzimmer zu, wenn's nämlich so weit langt, auch dieses zu heizen. Da geht er dann auf und ab, und liest, und raucht. Denn so christlich er sonst ist, im Rauchen ist er ein Türke. Manchmal macht er des Mittags einen Spaziergang in die Stadt, in's Wirthshaus, oder zu einem der Beamten. Noch öfter besucht er einen der benachbarten Pfarrer, der ihn dann wieder besucht. Im Ganzen aber lebt er einen Tag wie den andern, gleich langweilig oder gleich kurzweilig, wie man will. Noch mehr ist dieß bei der Frau Pfarrerin der Fall. Alle Werktage dieselbe Beschäftigung, alle Sonntage denselben Gang in die Kirche auf denselben Platz, um denselben Prediger zu hören und pflichtschuldigst zu bewundern, da es ihr Mann ist. Die merkwürdigsten Tage sind ihr die Tage vor einem Abendmahl, die Neujahrswoche und die Krämermärkte in der Stadt. Die leztern darf sie mit ihrem Herrn Gemahl

besuchen, und die lieben Kinderchen gehen alle auch mit, und die Magd mit dem Korbe auf dem Kopfe, und es ist ein wunderschöner Aufzug und ein herrlicher Anblick, die ganze Pastorsfamilie im Sonntagsschmucke im neuesten Kostüme, tapfer zuschreitend, anlangen zu sehen. Fast noch schöner ist's aber, wenn der Pfarrer anfährt. Denn er hat seine eigene Equipage, weil man doch eine Chaise haben muß. Pferde gibts schon. Da kauft er nun eine alte verrostete Droschke, — es war früher vor etwa 50 Jahren die Jagddroschke eines Grafen gewesen, oder einen alten Stadtwagen, in dem vor etlichen und dreißig Jahren schon Leidtragende auf den Kirchhof hinaus geführt wurden, denn ein großes Gefährt muß es seyn, damit die ganze Familie hineingehe, und vornen sind ein Paar Gäule angespannt, die an Güterwägen eine Figur spielen könnten; und sie haben große Kummete und viele messingene Ringe am Geschirr, und der Bauer sitzt auf dem Bocke, und hat einen Dreispitz auf, und regiert das kräftige Gespann mit einem Leitseil durch Schnarren und Zucken und süße und rauhe Worte und das Geknall der Peitsche. Wie gesagt: es ist ein interessanter Anblick. Und auf dem Markt, da wird nun eingekauft, was man braucht in die Haushaltung, Häfen, Schüsseln, Schuhe, Bänder, Zitze und anderes dergleichen, und darunter auch Einiges zum Essen und Trinken; denn an einem Markttag läßt man den Rappen laufen; es kommt ja im Jahre höchstens zwei Male vor. Die Tage vor einem Abendmahl und um das Neujahr herum sind der Frau Pfarrerin deßwegen so lieb, weil sie da Präsente bekommt, Anmeldungs-Präsente und Neujahrs-Präsente. Da kommt ein Weib und bringt Eyer mit, da eine Andere mit Kaffee, dort eine Dritte mit Zucker, eine Vierte mit einem Entchen, eine Fünfte gar mit einem Gänschen, sich selbst

4.

Die Grisette eines Landstädtchens.

Auch ein schwäbisches Landstädtchen hat seine Grisette, nicht blos Paris. Eine Grisette der Art ist nie unter 16 und nie über 36 Jahre alt; denn in einem Landstädtchen fängt man nicht so bald an und hört nicht so bald auf, absonderlich weil man keine große Auswahl hat. Sie ist entweder Putzmacherin, oder Nähterin, oder Wäscherin. Ihr Aeusseres ist ein Mittelding zwischen einem Bürgermädchen und einer Beamtentochter; denn der Schnitt ihrer Kleider ist französisch, aber aus Gründen trägt sie keinen Hut und selten einen Mantel.

Werktags arbeitet sie den ganzen Tag; höchstens erlaubt sie es sich vom Fenster, an dem sie sizt, manchmal ein bischen aufzusehen von der Arbeit, um die Vorübergehenden zu mustern. Oftmals arbeitet sie nicht einmal zu Haus, sondern sie muß bei der Frau Oberamtmännin nähen, oder bei der Frau Stadtschultheißin bügeln, oder des Kameralverwalters alten Töchtern neue Kleider machen helfen und überall alle Stadtneuigkeiten erzählen. Ihr bester Tag ist der Sonntag. Denn der Sonntag gehört ihr; an diesem Tage putzt sie sich, an diesem Tage geht sie spazieren, an diesem Tage lernt sie dich kennen. Eine gute Freundin begleitet sie, aber sie nimmt es nicht übel, wenn du sie anredest und mit ihr schäckerst und sie ein Stückchen Wegs begleitest. Siehst du sie zum zweiten Mal, so sagt sie dir ihre Wohnung, du kannst sie aber nicht besuchen, weil sie noch eine alte

Mutter hat, oder von einer bösen Tante bewacht wird. Zum dritten Mal gibst du ihr einige Commissionen. Das vierte Mal machst du ihr ein Präsent. Das fünfte Mal bringt sie dir die bestellten Vatermörder ins Haus, und das sechste Mal besucht sie dich, ohne Vatermörder mitzubringen. Eine große Freude machst du ihr, wenn du ihr ein Halstuch oder ein Kleid schenkst; gibst du ihr aber einen Ring, so fällt sie dir vor Entzücken um den Hals.

Du bist nun ihr Geliebter, aber nicht ihr Liebhaber; denn ihr Liebhaber ist ein gebildeter junger Schneidergeselle, oder ein angehender Silberarbeiter, oder der Bediente des Herrn Oberförsters, oder der Abschreiber des Herrn Oberamtmannes. Mit ihrem Liebhaber geht sie spazieren, mit ihm auf die Kirchweih', mit ihm ins Wirthshaus, mit ihm zum Tanz. Er hat sie sehr gern, und will sie heirathen, wogegen sie gar nichts hat. Fällt es ihm einmal ein, etwas von dir zu hören, und auf dich eifersüchtig zu seyn, so schilt sie ihn einen Narren, und lacht darüber; ist er damit nicht zufrieden, so dreht sie den Stiel um, und macht ihm Vorwürfe; ist er aber ganz halsstarrig, so weint sie. Solch' überfließender Unschuld kann er nicht widerstehen; er sucht sie zu trösten, aber nun ist sie untröstlich; er bittet sie um Verzeihung, aber sie ist unerbittlich. Seine verläumderischen Anmuthungen haben ihr zartes Gemüth, die Reinheit ihres Charakters und die Unschuld ihrer Gesinnungen zu sehr beleidigt. Endlich wird Friede geschlossen, und es findet eine Aussöhnung in zarten Redensarten statt; denn das schöne Kind ist nicht unbelesen, und zerfließt in Thränen, wenn es etwas von Abschied, Trennung, Schmerz, gebrochenem Herzen u. s. w. liest. Des andern Morgens aber kommt sie zu dir, und erzählt dir lachend die ganze Geschichte.

nicht einmal gerechnet, und die Frau Pfarrerin nimmt Alles liebreich an, und heißt die guten Weiber sich setzen, und läßt Kaffee machen und patscht mit ihnen den lieben langen Tag lang. Sie kann es auch wohl brauchen in ihre Haushaltung, denn die Speisekammer ist oft verdammt leer, absonderlich wenn die verschiedenen Metzelsuppen ausbleiben, welche ohnehin immer kleiner werden, da man nun, statt der sonstigen viere, nur höchstens 2 bis 3 Würste bekommt und keine mehr über eine halbe Elle lang.

Am schwersten wird dem lieben Pfarrer die Kindererziehung. Ach! und er hat deren so in Menge! In jedem Fall ein halbes Duzend! Die Söhne werden zuerst vom Vater unterrichtet, damit es nicht so viel kostet; dann sieht man ein, daß sie nichts lernen können zu Hause, wenigstes nicht so viel als in einer Schule, und man thut sie fort und läßt sich's was kosten und sucht sie höher in's Stift zu bringen, und langt's nicht, so muß er doch studiren. Freilich, von einer ohnehin geringen Besoldung dem Sohne noch ein Drittheil abtreten zu müssen, ist eine harte Zumuthung, und aufstecken konnte man doch unmöglich viel. Aber studiren muß der Sohn, weil der Vater auch studirt hat, und müßte man sich's am Munde abzwacken und das lezte Kapitälchen aufkünden. Höchstens, wenn gar zu viele Söhne da sind, darf dieser oder jener die edle Schreiberkunst erlernen, oder die Pharmacie studiren, oder dem Handelsstande sich widmen. Aber einen Sohn ein Handwerk lernen zu lassen, und wäre es auch das edelste und einträglichste, dazu ist der Herr Pfarrer zu stolz, hauptsächlich aber die Frau Pfarrerin. Mit den Töchtern aber ist nicht viel anzufangen, die werden entweder alte Jungfern und müssen von den Söhnen verhalten werden, oder bekommen sie einen

Pfarrer zum Ehemann. (Vergleiche die Silhouette: Die Pfarrerstochter.)

So lebt denn der Pfarrer hin, und seine Beichtkinder lieben ihn, ob er gleich oft viel Streit wegen des Zehenten mit ihnen gehabt, und er wird gewöhnlich alt und stirbt endlich, allgemein betrauert, hauptsächlich aber von seiner Familie, denn er hinterläßt nichts, als eine arme Wittwe und viele Kinder, und einen ehrlichen Namen, und kein Geld und viel Bücher; und die Wittwe bekommt eine schöne Pension von 85 fl., und muß davon leben mit der ganzen Familie.

Die Grisette setzt ihr Handwerk, d. h. das des Bügelns, Nähens und Kleidermachens meist bis in ihr spätes Alter fort; denn entweder heirathet sie gar nicht, weil ihr vornehmerer Liebhaber, der Bediente und der Schreiber, andere genommen haben, oder sie heirathet ihren Schneider, und wird Frau Schneiderin nicht bloß dem Namen nach.

5.

Ein gebildeter Gastwirth.

Er war früher Kellner und sehr mager, denn er mußte flink seyn, durfte nur wenig schlafen und hatte viel zu thun. Aber er hat sich etwas erspart in der Fremde; denn er war in der französischen Schweiz, in Baden-Baden und am Rhein; er besizt auch von Haus aus etwas Vermögen; denn sein Vater ist ein ehrlicher Dorfwirth oder ein reicher Mezger. So kauft er sich denn einen Gasthof, und zwar am liebsten in der Residenz, in keinem Fall auf einem Dorfe.

Wer ist artiger als ein neu angehender Gastwirth? Die Gäste mehren sich, der Wohlstand mehrt sich, der Bauch rundet sich. Es gibt fast keinen wohlhabenden Wirth, der nicht einen runden Bauch hätte. Warum sollte er ihn auch nicht haben? Er hat gut zu leben, viel Unterhaltung, wenig Sorgen, mannigfache Bewegung und stets Geld im Beutel; und — sind solche Leute je mager? Eine dünne mondsüchtige Gestalt verträgt sich nur mit Kummer, Liebe, Geldnoth, vielem Denken und Hunger; das Alles findet aber bei ihm nicht statt.

Er unterscheidet sich wesentlich von einem Dorfwirthe. Das ist eine derbe breite Gestalt mit viel Weingrünem im Gesicht, der seinen Gästen den Schoppen in der Hand bringt, die brennende Pfeife im Mund und die Mütze auf dem Haupt, der sich ohne Weiteres zu den Einkehrenden hinsetzt, mit ihnen discourirt und à la Kamerade thut. Ein gebildeter Wirth in Schwaben aber ist ein ganz anderer Mann, denn er trägt einen grünen Frack und hält

sich stets in ehrerbietiger Ferne von seinen Gästen. Eigentlich hat ein solcher Wirthschaftsinhaber drei Seiten, oder vielmehr dreierlei Gestalten. Er ist Hausvater, er ist Maitre d'Hôtel, er ist diensthuender Wirth.

Ich kenne keinen liebreichern Hausvater, als ein Gastwirth ist. Er hat seine Frau aus Liebe geheirathet, d. h. aus Liebe zu dem, was sie hatte und aus Liebe zu ihrer ausgebreiteten Verwandtschaft, und er behandelt sie mit unendlicher Liebe. Ach! er sieht sie des Tags höchstens eine halbe Stunde, warum sollte er sie also nicht lieben? Je weniger er um sie und um seine Kinder ist, um so weniger können sie ihm alltäglich werden. Und muß sie nicht alles besorgen, was Küche und Weißzeug anbelangt? Dafür ist der Herr Gemahl auch galant, und führt sie in's Theater und spazieren, denn er hält eigene Equipage seiner fahrlustigen Gäste zu lieb, und macht alle Jahre eine kleine Reise mit ihr, so lange sie jung ist. Seine Kinder aber werden alle verzogen, und zwar theils von ihm selbst, weil er sie wie ein Spielzeug behandelt, das man nur manchmal benützen darf, theils von der Köchin, die ihnen Alles zuschiebt auch hinter dem Rücken der Eltern, theils von den Pensionärs oder abonnirten Mittagsgästen, die meist Hagestolze sind und daher an den Kindern einen Affen gefressen haben.

Ein ganz anderer Mann ist der Gastwirth als Maitre d'Hôtel. Da ist er der Herr des Hauses; hat für den Einkauf in Küche und Keller zu sorgen, seine Kellner in Ordnung zu halten, und seine Lehrjungen zu dressiren. Ein schweres Amt! Gut einkaufen, wohlfeil einkaufen! Ordnung erhalten, höflich seyn! Wie oft hat er zu thun, oder zu schwatzen, oder nichts zu thun und kommt statt um 9 Uhr um 12 Uhr auf den Wochenmarkt, und findet nur noch unschmackhaftes Gemüse, zähe Tauben und alte

Gänse! Wie oft zerbricht der Kellner ein Glas, einen Teller, eine Bouteille, soll er dem ungeschickten Schlingel nicht eine Ohrfeige geben? oder soll er ihn nicht wenigstens abzanken, daß kein gutes Haar an ihm bleibt? Er thut's nicht selten, denn er ist jähzornig; aber es reut ihn sogleich wieder, denn er hat höhere Rücksichten. Er muß thun, als sähe und höre er nichts; denn was würden die Gäste denken? Die würden sich einen solchen Spectakel schön verbitten. Ja! muß er nicht oft laufen und springen für seine Dienstboten, wenn es diesen beliebt, nicht gerade gegenwärtig zu seyn auf den Ruf eines Gastes, und muß ein freundliches Gesicht dazu machen, wenn ihm die Galle übergelaufen ist? Das Alles muß er thun, wenn er nicht blos Herr des Gasthauses, sondern auch ein gastlicher Wirth seyn will.

Denn für wen ist er da? Für wen müssen alle seine Worte und Handlungen berechnet seyn? Für Niemand, als für seine Gäste. Von ihnen lebt er, also muß er auch für sie leben. Da kommt ein vornehmer Herr; er trägt ein rothes oder blaues Bändchen im Knopfloch, — der Herr Gastwirth fängt jeden Satz mit „Gnädiger Herr" an, und schließt ihn mit einer Verbeugung; da kommt ein Student angeritten, — der Herr Gastwirth lacht mit ihm, als wäre er selbst 12 Jahre auf Universitäten gewesen, und wenn's ihm auch nichts weniger als lachend zu Muthe ist; da kommt eine Dame mit 2 hübschen Töchtern — der Herr Gastwirth weist ihnen die schönsten Zimmer und die besten Plätze an der Tafel an, und ist so artig gegen sie, als der Liebhaber gegen die Mutter seiner Geliebten; da kommt ein armer Gesell und Handwerker, — ei! auch der ist ihm lieb, er heißt ihn seinen guten Freund, und setzt ihm seinen Schoppen vor, als wäre er ein Reichsbaron; da kommen ein Paar Bürger

oder gar Bauern, — mit denen thut der Gastwirth familiair und frägt sie nach den Fruchtpreißen und dem Viehstand, als hätte er sein Lebetage nichts anderes gethan, als geackert und den Kühen eingegeben. Ein Gasthof ist der Zusammenfluß aller Schattirungen von Menschengesichtern; dem Gastwirth aber ist jedes Gesicht gleich, wenn es nur einen Geldbeutel besitzt mit gangbarer Münze. Er fragt nicht nach Religion, nicht nach Stand, nicht nach Gottesfurcht, nicht nach Verstand, er sorgt nur, daß der Gast gut bedient und er selbst bezahlt werde. Aber meinst du vielleicht, der schwäbische Gastwirth sehe verachtungsvoll auf dich herab, wenn du wenig Geld hast, oder er lasse dich gar aus dem Hause jagen, wenn du keines hast? Du irrst dich sehr; unser Herr Gastwirth ist ein ehrlicher Schwabe, und wenn du auch Einer bist, oder wenn du ein Gesicht hast, dem man trauen kann, und keine fremdländischen Redensarten im Munde führst, die von der Falschheit deines Herzens zeugen, so pumpt er dir auch auf ein Paar Wochen, und wenn du ihn einmal ehrlich wieder bezahlt hast, wohl auch noch länger.

Also ist ein schwäbischer Gastwirth. Und wenn er vielleicht nicht so fein ist, und nicht so nobel frisirt, und nicht so artig gekleidet, und nicht so gut französisch spricht, als ihr Wirthe in Sachsen und Preußen, so treffe ich bei ihm einen guten Wein, und eine gute derbe Kost und einen ehrlichen Mann und eine freundliche Aufnahme und eine wohlfeile Rechnung, und das ist mir lieber als gefärbtes Wasser, Butterschnitten und polirte Redensarten mit schwerfälligem Conto.

6.

Ein Stuttgarter Ladenschwengel.

Sie wissen ohne Zweifel, was ein Ladenschwengel ist, und wenn Sie's nicht wissen, so will ich es Ihnen sagen. Ein Ladenschwengel ist ein Mensch, der neben freier Atzung um 100 — 200 fl. den ganzen Tag im Comptoir ist und schreibt, oder im Laden steht und für ein Paar Kreuzer Band herunterschneidet und sechs Loth Schnupftabak verkauft. Er sieht gerade aus, wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, weder ganz gescheidt, noch ganz dumm, weder ganz groß, noch ganz klein, weder ganz alt, noch ganz jung, weder ganz tugendhaft, noch ganz verdorben.

Die Stunde schlägt sieben Uhr. Nun sehen Sie ihn, er geht auf's Compkoir (er heißt den Laden auch Comptoir); betrachten Sie ihn näher, er ist nach der neuesten Façon. Der Hut sitzt schief auf dem Kopf, Rock und Hosen sind frisch ausgebürstet; die Zipfel des Halstuches fliegen gerade aus; in der Rechten hält er einen Stock mit einer schwarzen Quaste; in der Linken die Handschuhe, die er aber nicht anzieht, damit sie lange neu bleiben. Er geht auf's Comptoir. Der Herr Principal sind schon da. Der Hut wird an seinen Ort gehängt, der neue Rock mit einem alten vertauscht, den er zu diesem Zwecke immer da hat; die Federn werden geschnitten, oder er stellt sich hinter den Ladentisch. Nun schreibt er bis 12 Uhr, oder er ist im Magazin bis 12 Uhr, oder er wiegt Zucker aus bis 12 Uhr. Aber die Mittagsstunde hat geschlagen; die Feder wird weggeworfen, der neue Rock wird wieder angezogen, und der Stock zur Hand genommen. Er geht

zum Mittageſſen. Nun ſchlägt es zwei Uhr. Sehen Sie ihn wieder? Er iſt es, der nämliche Herr, er geht wieder in's Comptoir, und treibt's wieder, wie am Vormittag, bis Abends 6 Uhr und auch noch länger. Aber wo geht's nun hin? In die Actienbrauerei, meine ſchöne Dame, oder in's Cerevisle. Denn er liebt burſchikoſe Ausdrücke, und möchte für ſein Leben gern nur auch ein Bischen für einen Studenten angeſehen werden. Er hat Erlaubniß, bis zehn Uhr auszubleiben, und der Herr iſt ein lebensluſtiger Mann, und das Bier iſt ſehr wohlfeil, und er trinkt mehr als ihm ſchmeckt, damit er ſich nachher rühmen kann: Geſtern waren wir einmal fidel und haben geſoffen, wie die Kameeler, worin er gar nicht Unrecht hat in lezterer Beziehung; die ganze Fidelität beſtand aber in einigem Geſchrei und in einem Ramſe, denn ein edleres Spiel kennt er nicht. Aber jezt ſchlägt es 10 Uhr; er muß nach Hauſe, ſein Herr Principal will es ſo und er hat keinen Hausſchlüſſel.

Sehen Sie, Madame, das iſt ein Ladenſchwengel! Und ſo lebt er ſechs Tage lang, vom Montag bis Samſtag, einen Tag wie den andern. Aber Sie kennen ihn noch nicht ganz. Wie könnten Sie auch? Sie haben den Sonntag noch nicht erlebt. Erlauben Sie Ihren Arm, meine ſchöne Leſerin; wir begeben uns in die Königsſtraße. Die ſchöne Welt war fromm, d. h. in den verſchiedenen Kirchen, und geht nun ſpazieren. Aber wer ſind denn dieſe jungen Herrn alle? Mein Gott! wie reich gekleidet! Neue Filzhüte, neue Fräcke, neue Hoſen, neue Stiefeln, und Alles glänzend nach dem neueſten Pariſer Schnitt! Goldene Ketten über der Weſte, und eine Menge Ringe an den Fingern! Die müſſen wohl reich ſeyn! Hören Sie nicht, wie Sie ſchwatzen und lachen? Sogar hie und da franzöſiſche Brocken? Gewiß ſehr

noble, gebildete Leute! Wahrscheinlich Reisende, d. h. Fremde, die zu ihrem Vergnügen reisen! — Madame, das sind die Herren Ladenschwengel. Sie haben die ganze Woche geschrieben und gemessen; der Sonntag gehört ihnen.

Der ächte Ladenschwengel steht Sonntags früh auf. Er geht, wenn's Sommer ist, nach Kannstadt an den Brunnen, er trinkt seine sechs Gläser Sauerwasser, als wär's ihm vom Arzt verordnet, wie ein wirklicher Badgast. Sie könnten auch aus seiner Miene und seinem Bekanntthun schließen, er sei ein Badgast, und wahrhaftig, es ist auch gar nicht seine Absicht, Sie das nicht glauben zu machen; im Gegentheil wäre es ihm sehr recht, wenn Sie es glaubten; denn er möchte gern für Etwas angesehen seyn, und wär's auch nur für Einen, der Geld hat. Vom Brunnen geht's in den Garten des Wilhelmsbades; dort trinkt er Kaffee und spricht eine Menge von Bekannten; hauptsächlich macht er sich an die, welche etwas gelten in der Gesellschaft, und wenn er sie auch nur daher kennt, daß sie manchmal sich etwas von ihm im Laden geben ließen. Aber um neun Uhr ist er schon wieder in Stuttgart; denn er versäumt die Kirche nie. Er geht in die Kirche, um nachher mit gewissen Leuten, die auch in der Kirche waren, über die Predigt sprechen und räsonniren zu können; die Predigt aber versteht er nicht, wenn sie nicht ganz einfach ist; auch gibt er oft nicht Achtung, oder sich wenigstens den Anschein, als ob er nicht Achtung gäbe, denn das ist nobel und fashionable. Nach der Kirche ist er auf der Königsstraße zu schauen. Das ist sein Glanzpunkt; denn das ist für die Stuttgarter, was für die Wiener der Prater ist. Den ganzen Vormittag geht er vollends herum, oft zehnmal die Königsstraße auf und ab, oft in's Silber'sche Kaffeehaus, eine Cigarre rauchend und zum Fenster hinausschielend. Aber Nachmittags, da ge-

kommen Sie ihn nicht zu Gesicht. Da ist er versagt; er kann unmöglich mit Ihnen gehen; er ist so dringend gebeten worden; es wäre gar Nichts ohne ihn; er muß ja eine Landparthie machen, eine Landparthie mit Frauenzimmern, und die sind alle in ihn verliebt, sterblich verliebt, und sie warten nur auf ein erklärend Wort von ihm, um ihm um den Hals zu fallen; aber er schweigt weislich stille, denn die könnten ihn beim Wort nehmen und er müßte sie am Ende heirathen, und er ist doch eine so gute Parthie, die man nicht nur so der nächsten besten an den Kopf wirft! O du armer Ladenschwengel! Wie groß ist deine Weiberkenntniß! War ich nicht selbst einmal dabei, bei solch' einer Landparthie, von meinem Vetter dazu genöthigt, und hatte er nicht zwei Mädchen eingeladen, deren eine er schon über ein Jahr poussirte, und bei der er glaubte, er stehe schon hoch in der Gunst und hatte noch nicht einmal einen Kuß von ihr bekommen, und mußte ich nicht mitfahren, damit ihm kein Anderer in's Gehege gehe und er mir traute, und hat sie nicht dann beim Pfänderspiel mich, den sie zum ersten Male sah, allen Andern vorgezogen, daß ich sie immer abholen mußte, wenn sie in's Wasser gefallen war 10 Schuh tief, mit 10 brennenden Küssen, und habe ich sie dann nicht nach Hause begleitet und sie war mein Schatz ein Vierteljahr lang, und mein Vetter merkte nichts, bis er einmal ein Brieflein von ihr auf meinem Nachttisch liegen sah, worin sie mir über Dinge schrieb, die er nie für möglich gehalten hätte? Ja, ihr kennet die Mädchen, ihr Ladenschwengel! Darum sagt ihr auch gleich einer Jeden das Schlimmste nach, wenn sie euch nur einmal zufällig angesehen hat, und meint, die sei nun euer, weil ihr noch nie eine verführt habt! Die Sache ist nicht immer so leicht, als man glaubt.

Der Ladenschwengel bleibt Ladenschwengel bis in sein 24tes Jahr und noch länger, wenn es ihm inzwischen nicht geglückt ist, Reisender zu werden, wonach all' sein Dichten und Trachten geht. Fahren und immer fahren dürfen, in der Welt herumhaudern dürfen, nicht um diese zu sehen, sondern um sich sehen zu lassen und seine ausgezeichnete Figur; in Wirthshäusern angesehen zu seyn, und Witze, die er da gehört und unterwegs gut einstudirt, dort als eigenes Fabrikat auftischen zu können und also seinen Verstand bewundern zu lassen, was gibt's Schöneres auf dieser Welt? Hat er's nun ein Weilchen so getrieben, so setzt er sich und fängt sein eigenes Geschäft an. Früher sprach er zwar viel von dem Handel en gros und verachtete den Handel en détail, aber er hat seine Ansicht geändert; er kauft sich einen Laden in einem Landstädtchen, wenn's nicht gar ein Dorf ist; er heirathet eine Bürgerstochter, sie mag schön seyn, oder nicht, wenn sie nur einige Tausend Gulden hat und eine angesehene Familie, damit die Verwandten all' ihren Schnupftabak und Kaffee bei ihm holen lassen.

Warum er eigentlich gelebt hat, weiß man nach seinem Tode nicht zu sagen.

7.

Der Wingerter, zu deutsch: Weingärtner.

Der Wingerter hat schlechte Waden, breite Füße, eine braune Gesichtsfarbe, und einen gekrümmten Rücken, Kopf und Brust nach vorwärts gebeugt. Er ist sehr mager und sieht etwas herabgekommen aus. Rothe Wangen hat er gar nie.

Es gibt auch keinen geplagteren Menschen, als einen schwäbischen Weingärtner. Die Weinberge liegen meist sehr steil an den Bergen des Neckar-, Rems- und anderer Flußthäler, und machen außerordentlich viel zu schaffen. Ein Ungar würde lieber keinen Wein pflanzen, als mit solcher Mühseligkeit. Im Herbste, wo der Wein kaum gekeltert ist, fängt der Wingerter an zu arbeiten auf das künftige Jahr. Da müssen die Reben gelegt und mit Mist bedeckt werden, und das dauert bis in den tiefen Winter hinein. Nun werden zu Hause Pfähle geschnitzelt, damit man im Frühling die Reben daran knüpfe; sobald aber die erste Lerche erscheint, ist der Herr des Weinberges schon wieder auf seinem Eigenthum und arbeitet und mühet sich ab auf den Herbstsegen hin. Stets sieht man ihn die Hacke in der Hand, oder den Butten mit schwerer Last auf dem Rücken, Erde aufhackend oder von einer Stelle zur andern tragend; dann versieht er wieder die Stelle des Maurers und verbessert die kleinen Mauern, deren es auf seinem Weinberge ganze Reihen gibt, terassenförmig aufsteigend; und alle Tage beginnt er von neuem wieder am frühen Morgen, und manch heißer

Schweißtropfen rinnt von seiner gefurchten Stirne in den heißen Sand, denn an den steilen Bergen glüht die Sonne des Sommers noch einmal so heiß, weil ihre Strahlen senkrecht auffallen. Wie oft aber ist all' dieser Schweiß vergebens, wenn ein Reifen im Mai, oder ein rauher Wind im Juni alle Hoffnungen auf dießjährige Erndte zu nichte gemacht hat! Und doch darf er nicht aufhören zu arbeiten. Er muß schaffen, wie wenn er im Herbst erndten würde, damit der Weinstock doch wenigstens im nächsten Jahre seinen Ertrag leisten könne. Ein Weingärtner in Würtemberg ist daher stets ein Muster von Geduld. Wer könnte auch Geduld besser erlernen, als wer schaffen muß, wo er voraussichtlich keinen Genuß davon hat? Und wenn er auch einen hat, wie groß ist er? Gibt's viel Wein, so gilt er wenig, und gilt er etwas, so gibt's um so weniger. Und hat er nicht das ganze Jahr hindurch auf den Erlös im Herbste hin zehren müssen? Hat er nicht Schulden gemacht, die er mit dem nun gewonnenen Gelde kaum wieder berichtigen kann? Ach! und wenn er nun Nichts erlöst im Herbste, was ist dann sein Loos? Das Wenige, was er besitzt, hat er verpfändet, sein letztes Eigenthum muß er verkaufen, und darben ein ganzes Jahr lang. Darf er ja sogar im glücklichsten Falle, in gesegneten Jahrgängen nichts kosten von dem, was er selbst gepflanzt und geerndtet! Muß er doch allen Wein verkaufen, um wieder Credit zu bekommen, und sich begnügen mit schlechtem Moste, oder noch weniger mundendem Wasser, während Andere an seinem edlen Gewächse sich erlaben dürfen! Ein trauriges Loos.

Eine Freudenzeit hat der schwäbische Winzer im Jahre: die Zeit des Herbstes, wenn der Wein gerathen ist. Noch scheint die Sonne warm und hell genug, der Himmel ist blau und lachend, und der Winzer ist mit seiner ganzen

Familie im Weinberg, und die Trauben werden fröhlich gesammelt in die Körbe und lustige Lieder ertönen aus dem Munde der leichtgeschürzten Winzerinnen, und der Weingärtner seufzt nicht unter dem schweren Butten, der ihm den Rücken krumm drückt, und das Abfeuern der Pistolen hallt bis spät in die Nacht hinein, alle Herzen ermuthigend. An diesen Tagen ißt und trinkt Alles zur Genüge, und wer in den Weinberg kommt, dem wird gastfreundlich angeboten, was man hat: Trauben, Wein und Käse. Abends aber erklingt aus jedem Wirthshaus eine freudige Geige und Clarinette, denn es ist große Festzeit im ganzen Unterlande.

Vermögen ist nie viel da. Denn ein Mann kann nur wenige Weinberge zur Genüge besorgen, weil sie zu viel zu schaffen machen. Seine Wohnung ist eine kleine Hütte, ein Zimmer mit einer Kammer daneben, und in diesen beiden ein Tisch, ein Paar Stühle und ein Himmelbett, worin zur Noth die ganze Familie Platz hat. Im Stall meckert eine Gaiße, und ist vollends noch eine Kuh da, so ist der Reichthum nicht gering.

Sein Character verräth viel Verschmitztheit, was vom Handeln und Mäckeln im Herbste herkommt.

8.

Der Herr Decan.

Ein Decan hat einen dicken Bauch, ein Prälatengesicht und viel Amtsmiene darinn. Früher hieß er Special und war Specialsuperintendent, wie der Prälat Generalsuperintendent, immer aber war er stolzer als der Prälat selbst, weil kleine Souveraine sich immer mehr einbilden als große.

Da sitzt er, der Herr Decan, in einem bequemen Altvater- oder Lehnsessel, im zizenen Schlafrock, die beiden Arme aufgestützt, vor sich den Schreibtisch mit unendlichen Acten und Papieren, die Füsse in weiten Winterschuhen, auf dem Kopfe ein sammtnes Käppchen, in Form einer Cerevis- oder Jakobinermütze.

Er ist aber kein Jakobiner, sondern ein orthodoxer Rechtgläubiger und unterthäniger Unterthan. Hat er ja doch zu berichten über die revolutionären und nicht revolutionären Gesinnungen der Herren Pfarrer und Vikare, und Schulmeister und Provisoren, die ihm untergeben sind, obgleich von Staatswegen, wie nach unsern Gesetzen bekannt ist, durchaus keine Rücksicht auf solche Berichte genommen wird! Hat er ja doch zu leiten die Disputationen und Conferenzen, und zu wachen über die kirchlichen Gesetze, und in Vollzug zu setzen alle höhern Befehle, und die Kirche in ihren Gliedern zu wahren vor jeder unkirchlichen Meinung und Straußisch-mythischer Ansicht! Weil ihm aber so Wichtiges überlassen ist, darum ist er auch ein vornehmer Mann. Er ist das Mittelglied zwischen Pfarrer und Consistorium, zwischen Schullehrer und Studienrath. Ihm muß jede Bittschrift um Beförderung,

Versetzung, Besoldungsverbesserung und dergleichen Dinge übergeben werden, damit er einen Beibericht mache, wie es ihm beliebt, d. h. der Wahrheit gemäß nach Recht und Gewissen. Nach diesem Bericht aber richten die Obern. Er hat die Befehle des Consistoriums und des Studienraths unter die Leute zu bringen, und die günstigen oder ungünstigen Endurtheile seinen Pfarrern und Lehrern mitzutheilen. Darum Respect und Devotion vor seiner Hochwürden!

Früher war er noch vornehmer, da man ihn noch Special hieß, und er stellte sich sogar über den Oberamtmann, der doch damals zugleich Oberamtsrichter war. Jezt freilich ist's nicht mehr so, weil die Welt weltlicher geworden ist und das Corpus juris mehr gilt, als die Bibel. Darum nimmt der Herr Decan auch den Schein von Demuth an, gleichwie sich der Papst den Diener der Diener nennt. Aber im Innern wurmt ihm nichts tiefer, als daß sein Name bei Protocollen oder Bekanntmachungen des gemeinschaftlichen Oberamts oder Oberamtsgerichtes nicht auf der ehrenvollern Seite unterschrieben steht. Der größte Beweis seiner Herablassung ist's, wenn er einen Pfarrer: Collega nennt; doch einen Pfarrer habe ich noch nie wieder sagen hören zu ihm: Collega. Und manchmal glänzt ihm die Freude aus den Augen, wenn er seinen Collegen abputzen darf auf Rechnung des Consistoriums, und wäre er auch mit demselben noch auf der Universität gewesen und stünde Du und Du mit ihm. Denn auf der Universität da war der Herr Decan ein Stubenhocker und Bücherfresser, und konnte lateinisch sprechen und griechisch schreiben und hebräisch denken, und wußte alle Kirchenväter auswendig und von allen Päpsten den Geburtstag, und kann es deßwegen auch nicht leiden, wenn ein Anderer auch etwas wissen will, oder gar ihm nicht immer

Recht gibt; der luſtige Compromotionalis aber ſpielte eine Rolle unter den Studenten, und den Stubenhocker ſah man über die Achſel an, trotz ſeiner Gelehrſamkeit. Das hat ihn tief verdroſſen und er hat gedacht in ſeinem Innern: Warte nur, bis ich einmal Decan bin und Du Pfarrer, dann iſt das Verhältniß umgekehrt und wir werden ſchon mit einander ſprechen, aber aus einem andern Tone, und — ein ehrlicher Chriſt hält Wort.

Das Ideal des Decans iſt das Prälatenthum. Dieſem zu lieb thut er Alles: er befördert pietiſtiſche Meinungen, wenn der Pietismus im Conſiſtorium Platz genommen hat; er ſchreibt Bücher, um dadurch als gelehrt zu erſcheinen; er iſt in allen Dingen devot und unterwürfig, aber oft nicht einmal höflich gegen Leute, die unter ihm ſtehen. Ein ſimpler Landgeiſtlicher wäre es ihm unmöglich wieder zu werden; wie ſollte er, der zu befehlen gewohnt iſt, von einem andern Decan wieder Befehle annehmen? Thut es ihm doch ſchon unendlich weh, wenn er nur auf kurze Zeit, ſei's einer Krankheit oder einer Reiſe halber, den Scepter ſeiner Amtswürde in die Hände des Helfers oder eines Pfarrers ſeiner Diöceſe niederlegen muß! Iſt ihm ja doch nichts heiliger, als das Heiligthum ſeines Regententhums! Die beſte Art der Heilighaltung deucht ihm das Heimlichthun.

Die Beſoldung eines Decans iſt nicht allzugroß, gewöhnlich nicht höher als 1200 fl. Früher hatte er kaum ſo viel Fixum, und doch ſtand er ſich weit beſſer. Da war ein kirchlicher Diener eben auf einen friſchen Platz ernannt worden; hier kam ein Pfarrer und wollte auf eine beſſere Stelle; dort ein Schulmeiſter und hätte ſich gerne von einer Klage gereinigt; jezt ein Vicar und ſuchte angeſtellt zu werden; dann ein Proviſor und möchte ſeine Stelle wechſeln; dort ein Bauer und bat, ſeinen Ehe-

prozeß zu fördern, und von allen diesen kam keiner mit leeren Taschen, und keiner gieng mit vollen, und endlich kam das Neujahr, das gute Neujahr, und es brachte einen Ducaten von jedem Pfarrer und einen Kronenthaler von jedem Schulmeister, und von Andern kleinere Gaben, und die Victualien-Beifuhr wurde nicht einmal angeschlagen. Jezt aber und schon lange her hat sich die Sache geändert. Wie ungerecht! Nicht einmal Geschenke mehr darf er annehmen, der leutselige Decan. Er nimmt auch keine mehr, aber die Frau Decanin ist nicht böse über ein kleines Angedenken und über eine Pfarrmetzelsuppe von einem Viertelschweine.

Der Decan stirbt gewöhnlich, ehe er Prälat wird, höchst ärgerlich über nicht anerkannte Verdienste. Sein einziger Trost ist noch der, daß seine Leiche solenn genug wird, weil alle Geistlichen in Amtskleidung derselben beiwohnen müssen.

9.

Der Dorfbarbier.

Der Dorfbarbier trägt gewöhnlich einen in's Braune spielenden Frack, der früher schwarz gewesen seyn konnte, eine farbigte Weste, eine rothe Nase, graue lange Hosen, die vor Zeiten neu waren, eingefallene Wangen, ein ungekämmtes Haar, schwindsüchtige Beine, und wasserfarbene, etwas triefende Augen mit rother Augenliedereinfassung.

Der Dorfbarbier geht sehr schnell und hat ausserordentlich viel zu thun. Sein erster Gang geht zum Pastor des Orts. Dieser bekommt das Rasirmesser frisch geschliffen und die Serviette frisch gewaschen. Der zweite Gang geht zum Schultheißen, dann kommt der Schulmeister, und dann die Rathsherren und endlich der übrige Pöbel. Seine liebsten Kunden sind übrigens die Wirthe, die nicht umhin können, ihm ein Gläschen Kirschengeist oder Schnaps zu offeriren. Sein Hauptwerktag ist der Sonntag Vormittag. An diesem Tage muß er sich früher als gewöhnlich auf die Beine machen, um seine vornehmeren Kunden zu besorgen; denn von 8 Uhr an ist seine Wohnung überfüllt von Handwerkern und Bauern und Taglöhnern, die die ganze Woche keine Zeit hatten, sich den Bart abnehmen zu lassen, nun aber frisch rasirt die Kirche besuchen wollen.

Der Dorfbarbier ist weit herumgekommen. Er hat als reisender Barbierersgehülfe die Welt gesehen. Von seinen Reisen hat er seine Bildung und seine Kenntnisse her. Wo sollte er sie anders her haben? Sein Vater

war ein armer Bauer; beim Dorfbarbier, der zu seines Vaters Zeiten en haut war, ging er in die Lehre, und lernte gerade so viel, als dieser selbst wußte, nämlich rasiren, Aderlassen und schröpfen. Allein er begnügte sich nicht damit. Viele Jahre streifte er herum, manchmal sogar in's Franzosenland hinüber. Vielleicht war er vollends gar einmal mit im Felde, und ruhmgekrönt nach Hause gekehrt. Er kann jezt nicht mehr blos rasiren und schröpfen und Aderlassen; er kann das Haar nach der neuesten Mode schneiden, d. h. nach der Mode, welche vor seiner Heimkehr Mode war; denn bei dieser bleibt er stehen, so lange er Dorfbarbier ist. Er kann ferner den Puls fühlen, und eine bedenkliche Miene dazu schneiden; er kann sogar zwei bis drei Recepte auswendig, die auf alle Fälle passen und alle Krankheiten aus dem Fundamente heilen. Seine Hauptforce aber liegt in seiner Sprache. Diese ist sehr gebildet, halb schwäbisch, halb sächsisch, und vermischt mit fremden Redensarten und französischen Brocken, die er in seinen Feldzügen erobert hatte. Darum ist er auch im ganzen Dorfe hoch angesehen und Niemand nennt ihn anders als Herr Doctor. In allen Nöthen des Leibes springt man zu ihm, und sein Wort schon tröstet und hilft, wenn auch der Patient daraufgeht. Denn einen wirklichen Arzt holen zu lassen — das kostet zu viel, und er wohnt zu weit weg, und man könnte den Doctor im Dorfe erzürnen, und ein anderer Doctor hätte ihm auch nicht helfen können.

Zu Hause ist der Barbier selten. Er ist immer auf den Füßen, immer in Bewegung, darum weiß er auch alle Tagesneuigkeiten. Ihm wird Alles anvertraut, er wird um Alles um Rath gefragt, und Alles geht unter dem Siegel der Verschwiegenheit, und unter demselben Siegel theilt er's Andern wieder mit. Daran läßt er es

nie fehlen und ist in dieser Hinsicht ein altes Weib. Darum versteht er es aber auch, seine Kunden auf's trefflichste zu unterhalten, und oft trägt sich's zu, daß er Dir, während er mit seinem Messer sanft an Deiner Kehle herunterfährt, mit der größten Ruhe und geläufigsten Sprachfertigkeit erzählt, wie heute Nacht sich Einer den Hals abgeschnitten. Am wichtigsten wird seine Person Abends von sechs Uhr an. Denn da ist er im Wirthshaus. Er war zwar schon in vielen den langen Tag über, das bringt sein Geschäft so mit sich und der angeborne Durst; aber es war nur kurz, nur vorübergehend. Nun aber bleibt er sitzen; er sitzt mitten unter den Bauern, und alle hören ihm andächtig zu; denn er erzählt von seinen ledigen Fahrten. Jezt wird die Zeitung gebracht. Wo liegt Philadelphia? Wo Madrid? Wo Hildburghausen? Er weiß von Allem Bescheid. Er ist ja überall selbst gewesen, oder doch ganz in der Nähe. Es würde ihm auch nicht darauf ankommen, wie jener große Reisende steif und fest zu behaupten, mit den Dardanellen zu Mittag gespeist zu haben. Besonders auffallend zeigt sich sein Genie in der Erklärung der Zeitungen. Er nur weiß zu sagen, was diese oder jene Redensart bedeutet; er kennt die Torys eben so gut als die Whigs, und ist mit den Beweggründen beider Partheien genau vertraut. Er kann genau angeben, wann und warum dieser oder jener König Krieg oder Frieden anfangen muß. Mit einem Wort, er ist ein großer Politiker. Eine bestimmte politische Richtung verfolgt er jedoch nicht, wenigstens nicht äusserlich. Morgens beim Pfarrer oder gar Gutsherrn, wenn einer da ist, ist er auf Seiten der Aristokratie; bei den Bauern aber ist er auf der Seite der Bewegung; und man wollte schon behaupten, das sei seine eigentliche Ueberzeugung. Ein Abend ohne ihn im Wirthshaus wäre

sehr langweilig. Darum ist er auch allgemein beliebt, und manchem Reichern kommt es nicht darauf an, dem armen Barbier einen Schoppen kommen zu lassen, nur damit er da bleibt und nicht anders wohin geht, wo ein Anderer ihm einschenken ließe. Sein liebstes Getränke ist übrigens der Schnaps. Er hat vielfache Gründe dafür, wovon ich jedoch blos einen anführe, nämlich den, daß er das wohlfeilste und am schnellsten zum Ziele führende Getränke ist. Ohne einen Schnaps kann er gar nicht zu Bette gehen, und ohne einen Schnaps Morgens sein Haus nicht verlassen. Er würde Niemanden rasiren können, hätte er nicht vorher Branntwein getrunken. Denn dieser hält Leib und Seele zusammen, und gibt seinen Nerven wieder die gehörige Schwungkraft, daß sie nicht mehr zittern wie Espenlaub.

Der Dorfbarbier ist, wie das bisherige gezeigt, eine öffentliche Person. Darum bekümmert er sich auch um das Hauswesen gar wenig. Zwar ist er immer verheirathet und hat auch Kinder. Aber die Erziehung derselben wird der Frau überlassen, mit der er jedoch immer in Unzufriedenheit lebt. Er behauptet immer, sie allein sei Schuld an diesem Unfrieden, und wenn man ihn hört, so hat er ganz recht. Wenn er aber nach Hause kömmt, so hat er meist Unrecht; denn seine Frau ist gar oft bereit, ihm dieß mit ihren Zähnen und Händen zu beweisen, falls er daran zweifeln sollte, und er ist zu betrunken und zu geschwächt, um diesen Beweis verhindern zu können, oder gar den Gegenbeweis zu führen.

Er lebt nicht lange und hinterläßt nie Vermögen.

10.

Ein Stuttgarter Biergarten.

Ein Stuttgarter Biergarten ist ein Garten mit verschiedenen Gängen, die mit Sand belegt sind, einigen Bäumen, die Schatten gewähren sollen, und einigen Duzenden Tischen und Bänken, an welchen Leute sitzen, welche Bier trinken. Er ist noch nicht sehr alt; das sieht man an dem Zaune, der noch ziemlich gut erhalten ist. Früher war er meistens ein Weinberg, aber der Wein, der da erzeugt wurde, hatte gar oft viele Aehnlichkeit mit dem Essig, und nicht einmal mit dem Weinessig. Er ist ein Freund der guten Aussicht, denn man übersieht von ihm aus eine große Landschaft, oft auch die ganze oder doch die halbe Stadt.

Ein Stuttgarter Biergarten ist ein abgesagter Feind des Winters. In dieser Jahreszeit legt er Trauer an, aber keine schwarze, sondern weiße, wie die Chinesen, und ist für Jedermann unsichtbar. Keine Gewalt kann ihn bewegen, in diesen Zeiten seine Thüre zu öffnen; er ist traurig und in sich gekehrt und wartet des Frühlings. Da grünet er und treibt und sproßt und belaubt sich, und die Vögelein schlagen ihre Nester in ihm auf und pfeifen lustige Liedlein, und es ist eine Lust, es mit anzusehen, wie er täglich mehr zunimmt an Kraft und Fülle. Seine eigentliche Lebensperiode beginnt aber erst mit dem Ende des Mai, wenn die Sonne anfängt zu brennen, und auf den heißen Tag ein kühler Abend im Schatten der Bäume ersehnt wird. Da ladet er jedermänniglich freundschaftlichst ein zum Besuche und gibt alle Tage große

Gesellschaft. Zwar in der Frühe Morgens liebt er dieselbe nicht, und öffnet seine Toilettenzimmer selten; er gleicht hierin einer vornehmen Dame; allein Mittags gibt er stets Audienz. Er hat sich deßhalb verschiedene Kammerjungfern angeschafft, welche die Gäste auf's flinkste zu bedienen stets bereit seyn müssen. Je höflicher die Gäste sind und je zuvorkommender gegen die Dienerschaft, um so flinker werden sie bedient; und man kann Alles haben, was man will, jedoch keine anderen Getränke als Bier. Im Essen liebt er Frugalität; wer nicht mit Käse, Butter, Schinken, Braten, Wurst und Rettig zufrieden ist, der kann immerhin zu Hause bleiben, oder in einen Gasthof gehen. Auch sieht er nicht gerade darauf, daß ausserordentlich viel getrunken wird; im Gegentheil hält er viel auf Anstand und liebt deßhalb eigentliche Trinkgesellschaften nicht ausserordentlich, die deßwegen auch selten bei ihm zu treffen sind. Diese weißt er vielmehr in's Haus daneben, wo sie ungestört jubeln und zechen können. Wie wäre es auch schicklich, wenn eine so noble Gesellschaft, wie sich eine bei ihm versammelt, durch wildes Geschrei und betrunkene Rufe gestört würde! Dagegen liebt er eine solide Unterhaltung mit Damen. Diese sind seine Hauptpassion, und nichts geht ihm über ein junges Mädchen in ihren Rosenjahren. Er hat deßwegen in der Woche einen besondern Tag sich auserwählt, wo allgemeine Damenunterhaltung statt findet; und jeder Biergarten hat seinen Gallatag.

Es ist vier Uhr; siehe da strömt eine Menge Menschen durch das Thor hinaus, alle festlich angezogen und zierlich geputzt; jung und alt, schön und häßlich, weiblich und männlich, angestellt und nicht angestellt, arm und reich, hoch und nieder, aber alle für heute Abend zu einem Zwecke vereinigt: sie wollen sich erlustiren im Bier-

garten. Und oben von einer Terasse herab, oder aus der Mitte des Gartens, erschallt eine herrliche Trompetermusik, stets dieselbe alle Jahre, aber doch stets abwechselnd in ihren Melodien, stets Neues producirend. Man sieht, daß es ihm nicht um eine große Einnahme zu thun ist, sonst wäre die Entrée nicht blos auf drei Kreuzer gestellt. Vielmehr will er blos viele Gäste haben; und je stärker die Versammlung, um so stolzer ist er; denn es ist dieß ja ein Beweis, daß seine Soireen die nobelsten sind. Wie jubelt er da, und mit ihm sein Inhaber, wenn Alles überfüllt und kein Platz mehr leer ist, und sogar die Rasen von Trink- und Schaulustigen besetzt sind! Wie freundlich zeigt er sich da gegen die Mütter und ihre Töchterleins, wenn sie den Strickstrumpf in der Hand, oder die Nähterarbeit auf dem Schooß da sitzen bei Vater oder Bruder, oder Onkel, oder Geliebten oder Pousseur, und zierlich am Bierglas nippen und Butterbrod verspeisen und süße Plaudereien verführen! Wie galant ist er sogar und bietet ihnen ein schönes Röslein an, das ihm selbst zur Zierde gereicht, daß sie es pflücken und ihren jungfräulichen Busen mit schmücken! Also wie gesagt, er ist ein Liebhaber des weiblichen Geschlechts und dieses ist dafür auch nicht undankbar. Im Gegentheil: manch' holder Mund, den ein zierlicher Galan oft Jahre lang bitten muß um das süße Wort: „Liebe", benennt gleich nach dem ersten Besuch den Biergarten mit dem Beinamen: „mein Lieber"; und manche Dame, welche die ganze Woche nicht aus dem Hause kommt, und sich kaum Zeit nimmt, die Haare zu ordnen, die putzt sich an des Biergartens Gallatage und läßt sich den Besuch nicht nehmen. Ja manche derselben thut ihm sogar die Ehre an, und nimmt sich die Mühe, und erscheint alle Male in einem andern Kleide, damit sie ihm und vielleicht

auch Andern, die ihn besuchen, immer neu erscheine! Der Gallaabend im Biergarten ist ihr fast so lieb, als der Sonntag Vormittag in der Kirche. Sieht sie ja doch fast noch mehr und wird von Mehreren gesehen! Die Herren aber, das weiß der Biergarten wohl, sind überall, wo es schöne Damen gibt, und wenn das Bier auch schlecht wäre, was gar oft der Fall ist. Sie kommen ja nicht, um zu trinken, sondern um zu sehen und zu sprechen, und dabei eine Cigarre zu rauchen. Gar manche Bekanntschaft wurde im Biergarten geschlossen, wozu sonst keine Gelegenheit geworden wäre, und führte zu Freud oder Leid, je nachdem die Verhältnisse waren.

Wie aber der Biergarten seinen Gallatag hat in der Woche, so auch seinen großen Audienztag. Am Sonntag sind alle Bürger Herren und alle Handwerker Freiherren. Das weiß der Biergarten wohl, und thut deßhalb am Sonntag auch nicht spröde, sondern läßt Alles herein, was einen Rock anhat oder einen Unterrock; Mädchen aller Art, Männer aller Art, Frauen aller Art; ein wahrer Mischmasch, oft nobel, oft nicht nobel, meistens aber das Leztere. Aus diesen Besuchen zieht der Garten seinen Vortheil, und vom Vortheil lebt man. Denn die Leute am Sonntag verzehren mehr, als den Tag zuvor die Vornehmeren. Allein ganz so geputzt zeigt sich dennoch der Garten nicht, denn er hat da selten Trompetermusik, sondern höchstens ein Paar böhmische Geiger.

So treibt's der Stuttgarter Biergarten bis in den tiefen Herbst hinein, wo es oft schon recht kalt und schaurig sich sitzt unter freiem Himmel. Denn er kann sich von seinen lieben Gästen kaum trennen, und es thut ihm weh', seine Winterkleider wieder vorziehen und sich verpuppen zu müssen, wie eine Raupe. Und schon im Herbst freut er sich wieder auf den Frühling, wo er als Schmet-

terling aus der garstigen Puppe hevorkriecht, wie Hans Eulenspiegel beim Bergsteigen auf den Bergabhang; mit ihm aber freuen sich die Actionärs oder Inhaber, die an ihm ein theures Kind groß gezogen haben, das blos eine kurze Zeit über im Jahre etwas verdienen kann.

11.

Der Dorfschultheiß.

Der Dorfschultheiß ist der erste Vorstand im Gemeinderathe, der zweite im Kirchenconvente. Er ist der Regent und Minister der innern und auswärtigen Angelegenheiten zugleich, und heißt in größern Städten Bürgermeister.

Der Dorfschultheiß ist entweder ein gelernter Schreiber oder ein ungelernter Bauer. Der Bauernschultheiß und der Schreiberschultheiß unterscheiden sich aber wie Schwarz und Weiß. Der Schreiberschultheiß ist französisch gekleidet und ein vornehmer Mann. Er gehört zu den Honoratioren des Dorfes, welche eigentlich blos aus ihm, dem Pfarrer und etwa dem Amtsnotar, Wundarzt und dergleichen bestehen. Seine Frau geht gerne in die Gesellschaft der Frau Pfarrerin, noch lieber aber ist sie ihre Rivalin, absonderlich, wenn ihr Mann, was gar oft der Fall ist, in Fehde mit diesem begriffen ist. Denn der Schreiberschultheiß will, wie er sagt, sich nichts gefallen lassen, d. h. er handelt gerne eigenmächtig und liebt den Widerspruch. Er hat das Amt blos übernommen, wie man bei uns gegenwärtig fast alle Aemter übernimmt, d. h. um sein Einkommen zu vermehren. Darum ist er auch nicht blos Schultheiß, er ist auch Rathsschreiber, Verwaltungsactuar und Pfandhülfsbeamter. Diese vier Aemter geben das Einkommen eines mittlern Staatsdienstes, und der Schultheiß-Schreiber weiß es noch mit verschiedenen Nebenaccidenzien zu vermehren. Dennoch hat er nicht sehr viel zu thun, denn er hält sich einen oder zwei

Schreiber, die Alles in seinem Namen versehen und wo möglich einen noch größern Hochmuth haben, als er selbst. Seine stolzeste Hoffnung ist, Landstand zu werden. Nichts Höheres gibt es für ihn, als von der ganzen Amtscorporation so geehrt zu werden, daß die Wahl zum Abgeordneten auf ihn fällt. Denn erstens trägt das alle Tage 5 fl. 30 kr. ein und zweitens wer weiß, ob nicht sein Talent erkannt und er zu irgend einem Staatsdienst verwandt werden wird? Seine Bürger haben zwar kein rechtes Zutrauen zu ihm; er ist ihnen zu vornehm. Um so mehr aber fürchten sie ihn; denn er ist sehr streng. In religiöser Hinsicht denkt er sehr frei, und man sieht ihn daher sehr selten in der Kirche, besonders wenn er mit dem Pfarrer nicht gut steht. Denn die Person vom Amt zu unterscheiden; dazu fehlt ihm Etwas. Nichts desto weniger ist er auch selten im Wirthshause, denn er dünkt sich zu hoch, um mit seinen Bauern in einem Zimmer, oder gar an einem Tische zu sitzen. Um so öfter geht er auswärts, oder noch besser, er fährt, oder zum allerbesten, er reitet. Denn das Reiten ist seine Hauptforce, und er trägt daher stets Sporen und reitet auf seinen Gemeinderäthen.

Ein ganz anderer Mann ist der Bauernschultheiß. Er trägt einen dunkelblauen tuchenen Rock mit unendlich weiten Schössen und thalergroßen silbernen Knöpfen, eine bis über den Bauch herabgehende, rothe, tuchene Weste mit runden silbernen Knöpfen, einen dreieckigten Filzhut und darunter eine weiße gestrickte Schlafmütze, eine leichte schwarze Binde um den Hals, gelblederne Beinkleider und Schuhe und Strümpfe; also ganz wie sich die reichern Bauern tragen. Denn er ist durchaus nicht mehr, als ein vornehmer Bauer. In seinem Dorfe wollten sie keinen Schreiber zum Schultheiß; denn sie glaubten dort, dieser

würde sein Amt nur zu seinem eigenen Vortheil verwalten. Wen konnte man also zum Schultheiß wählen? Offenbar nur einen der angesehensten und, wie sie sagen, der rechtschaffensten Männer des Dorfes. Der Rechtschaffenste aber ist immer der, welcher viel Geld hat, und welchem also viele Andere schuldig sind, wenn er nur nicht schon im Zuchthause war, oft aber auch, wenn dieß der Fall gewesen. Der Bauernschultheiß betrachtet sein Amt als ein Ehrenamt, und thut gar Vieles umsonst, was sich der Schreiber bezahlen läßt. Freilich versteht er Manches nicht so gut, Manches aber auch viel besser, besonders den Vortheil seines Dorfes. Er ist auch blos Schultheiß und überläßt die Verwaltungsactuariats-Geschäfte samt dem Pfandhülfsbeamtenwesen den Schreibern, die darnach schnappen. Dem Pfarrer und Oberamtmann sind zehn von seiner Gattung lieber, als einer von der Gattung der zuerst Geschilderten. Denn der Bauernschultheiß ist stolz darauf, dem Oberamtmann und dem Pfarrer einen Gefallen erweisen zu können, und einer bittweise vorgetragenen Anmuthung kann er unmöglich widerstehen. Alle Sonntag ist er in der Kirche; das ist von alten Zeiten her Herkommen und er muß seinen Mitmenschen ein gutes Beispiel geben. Wie könnte er auch sonst sich in seinem Stuhle, dem ersten der Rathsherrenstühle, der noch überdieß von diesen etwas abgesondert, mit besonderer Kunst gearbeitet, manchmal gepolstert und nach der Kanzel und dem Altare und dem Pfarrstuhle der bedeutendste Platz in der Kirche ist, — wie könnte er sich sonst in diesem Stuhle seinen Mitbürgern zeigen, wenn er nicht in die Kirche ginge? Es soll's doch Jedermann wissen, daß er der Erste im Dorfe ist. Im Wirthshaus sitzt er alle Abend, und es wird ihm alldorten großer Respect erwiesen. Jedermnan, der eintritt, zieht vor

ihm die Kappe, und er bekommt, er allein unter allen Bauern, den Schoppen in einer Bouteille mit dem Trinkglase daneben, während die Andern ihn sich in einem Schoppenglase credenzt sehen. Vorzüglich freut es ihn, wenn während seines Wirthshaussitzens ein Amtsgeschäft vorkommt, und der Dorfschütz hereintritt, und mit gezogener Kappe, steif dastehend, wie ein Grenadier, dem Herrn Schultheißen meldet, daß dieses oder jenes vorgefallen und zu besorgen sei. Der Herr Schultheiß schneidet dann eine saure Miene, wie einer, dem etwas Störendes vorgekommen, freut sich aber in seinem Innern, weil die Wichtigkeit seiner Stellung hervortritt, und noch einen Schluck nimmt er und stülpt sein ausgeleertes Glas über die Schoppenbouteille, damit der Wein nicht verrieche bis zu seinem Wiederkommen, und erhebt sich schwerfällig und geht ab mit wichtigen Schritten, um seinen hohen Obliegenheiten nachzukommen.

Das Dorfschultheißenamt trägt nicht all zu viel ein, 2 — 300 fl., auch noch weniger, je nachdem das Dorf groß oder klein ist. Früher war die Sache freilich anders. Zwar des baaren Geldes trug das Amt auch nicht mehr, wohl sogar nicht einmal so viel; allein die Nebeneinkommenstheile, die Nahrungsgeschäfte mit genossenen Victualien, die trugen etwas ein! Wo war denn jede und jede Sitzung des hohen Rathes?. War sie nicht im Wirthshaus? Wo wurden denn alle Bürgerannahmen, alle Versteigerungen, alle Verpachtungen, alle Liquidationen, alle Vergleiche, alle Verhandlungen vorgenommen? War es nicht wiederum einzig und allein das Wirthshaus, wo dieses geschah? Denn dieses war das, was jezt das Rathhaus ist, und das Rathhaus bestand wohl aus nichts, als aus einer baufälligen Stube, in welcher die Acten aufgehäuft lagen, und die sonst zu nichts weiter benutzt

wurde. Alle die Schmausereien aber und Saufereien, die giengen nicht auf Rechnung des Schultheißen und Gemeinderathes, sondern auf Kosten der Partheien und der Gemeindekasse. Und gar mancher Schoppen, der entweder schon längst getrunken war, oder erst später getrunken werden sollte, nämlich vom Schultheißen und seinem Rathe, wurde mit in die große Rechnung hineingebracht, und Niemand merkte es. Denn Nachrechnung fand keine statt, und keine Revision von Seiten der obern Behörde. Wie oft schickte sich's auch, daß der Schultheiß selbst der Wirth war, und wo konnten dann jene Schmausereien anders gehalten werden, als bei ihm, wo konnte der Gemeinderath Abends seinen Schoppen trinken, wo Jeder, der etwas mit dem Schultheißenamt zu schaffen hatte oder fürchten mußte, künftig zu haben? Der Schultheiß hatte viele Kunden; denn ob er gleich selbst Niemanden bediente, weil dieß zu viel gewesen wäre für einen solchen Ehrenmann, so kannte er doch Alle, die bei ihm einsprachen, und er konnte es dem gedenken zu seiner Zeit, der seinen Schoppen anderswo trank. Jezt ist's freilich verboten; aber deßwegen hat der Schultheiß doch noch immer einen dicken Bauch, der nicht vom Hungerleiden herkömmt, und ein breites, feistes Gesicht und eine Menge Röthe darin, die keine Folge des Wassertrinkens ist.

Die Geschäfte des Dorfschultheißen bestehen darin, daß er die kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten des Dorfes in Gemeinschaft mit dem Pfarrer und Gemeinderathe in Ordnung hält, darüber an das Oberamt berichtet, Befehle von diesem bekannt macht und ausführt, die Polizei handhabt, die Pässe der Handwerksburschen untersucht, und den Gensd'armen die Zeit ihrer Ankunft in ihr Büchlein notirt.

12.

Der Fiacre.

Der Fiacre hat seine Stellung entweder am Waisenhause in Stuttgart oder an der Neckarbrücke zu Kannstadt. Seine Bestimmung ist, zwischen beiden Orten hin und her zu fahren. Der Platz kostet 12 Kreuzer die Person, oder auch nur sechs für ein Dienstmädchen. Seine liebsten Tage sind die Regentage, weil da am meisten gefahren wird.

Der Fiacre besteht eigentlich aus drei Dingen, einem Kutscher, einer Chaise und einem oder zwei Pferden. Der Kutscher ist am wenigsten merkwürdig. Er war früher Hausknecht, oder Bedienter, oder Stallknecht, oder ein durch Trunk heruntergekommener Kutscher. Er ist zu faul, um zu arbeiten, und hat zu wenig Geld, um ein ordentliches Fuhrwerk zu haben. Was er einnimmt, wird sogleich wieder in Cours gesetzt; denn die Anlegung von Capitalien hat dermalen etwas Unsicheres, nach seiner Ansicht. Er ist die Gefälligkeit und Unverschämtheit selbst. Ist's schön Wetter und gibt's wenig zu fahren, und bist du generös und zahlst ihm für seine Gebühr mehr als die Taxe von 12 kr. und etwa gar noch einen Schoppen, so ist er dein mit Leib und Seele, und ruft dir schon von weitem entgegen, du sollst dich seines Wagens bedienen. Sind aber viele Leute da, wie an einem Sonntag oder Feiertag, oder am Volksfest, da mußt du froh seyn, wenn er nur so gnädig ist und dich mit nimmt. Frauenzimmer, die mit ihm handeln, bis er sie um 9 kr. führt, kann er am wenigsten leiden. Hübsche Mägde und rei-

sende Jungfrauen, wenn sie zu ihm auf den Bock sitzen und manierlich sind, nimmt er auch wohl umsonst mit.

Der Wagen erinnert an vergangene Zeiten. Einst war er lackirt und hatte ein ordentliches Lederwerk. Gegenwärtig ist er ein bischen heruntergekommen, denn die Zeiten werden immer schlimmer. Er ist alt und altmodisch, viersitzig und unbequem, hängt schlecht und stößt furchtbar. Früher gehörte er als Reisewagen einem Grafen oder Baron an. Das ist aber schon sehr lange her. Dann wurde er ein Stuttgarter Leichenwagen; später kaufte ihn ein Tübinger Kutscher und jezt steht er am Waisenhause zur Parade da. Man kann ihn nicht ansehen ohne Wehmuth; kaum erinnert noch etwas an seinen frühern Glanz und seine einstige Pracht. Sein wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist die Nummer, die am Hinterverdeck befestigt ist, und seinen Character als Fiacre bezeichnet.

Das Allertraurigste sind die Pferde. Ein solcher Anblick kann mich bis zu Thränen rühren. Ach! du gutes Thier! Als du, als schönes Fohlen, auf den Alpen weidetest, dachtest du da wohl daran, einst so weit herunter zu kommen? Wie gut hattest du es in den königlichen Ställen, und wie stolz beugtest du deinen Nacken, wenn ein Stallmeister deinen Rücken bestieg? Zwar war es schon ein Schritt abwärts, als du vermittelst einer Versteigerung an einen reichen Particulier kamst, aber immerhin — du hattest da wenig zu thun, viel zu paradiren und noch mehr zu fressen. Nachher bekam dich ein reisender Kaufmann. Der hat dich freilich ein bischen zusammen geschunden; denn wenn der junge Herr seiner Kurzweil halber in einem Landstädtchen sich länger verweilt hatte, als er hätte sollen, da mußtest du die verlorne Zeit wieder einholen. Der reisende Kaufmann überließ dich einem Lohnkutscher. Dieser schlug den zweiten Nagel in

deinen Sarg. Nun aber, da du alt geworden und da man dich ehren sollte deiner geleisteten Dienste halber, nun fangen deine trüben Tage erst recht an. Von Morgens an bis Abends spät bist du auf dem Platze; springen mußt du den ganzen Tag, und Schläge bekommst du mehr als es Minuten in 12 Stunden gibt; zum Fressen aber, wenn du auch etwas hättest, würde dir nicht einmal Zeit vergönnt. Das Elend sieht dir aus den Augen heraus und der Hunger aus den Rippen. Auf jeder Seite hast du sechs offene Wunden, die Füße sind steif und lahm geworden, ein Auge hast du im Dienste verloren, und innere Krankheiten aller Art zehren an deinen Lebenskräften! Doch baldige Linderung deiner Leiden darfst du hoffen, denn allem Anschein nach wird dein leztes Stündlein kein Jahr mehr ausbleiben.

13.

Der Landedelmann.

Der Landedelmann beſitzt ſehr viel Adelſtolz und auſſerordentlich viel Schulden.

Einſt war er ein ſehr angeſehener Mann. Oben auf der Anhöhe des Dörfchens, das ihm gehörte, ſtand einſt ſein Schloß, und faſt jedes Dörfchen Schwabens zählte ein ſolches Schloß; und von dem Schloß herab, das gleich den alten Burgen, oft aus dieſen entſtanden, mit Zinnen und Thürmen und Schießſcharten verſehen war, ſchaute er herab auf ſeine Lande und Unterthanen; denn er war der Souverain des Landes rings herum und Herr über Leben und Tod, und Niemand unterwürfig als dem Kaiſer und etwa dem Landesfürſten, nämlich wenn er nicht reichsunmittelbar war. Angeſehen war er überall, denn er war reich und mächtig und die großen Fürſten ſuchten ihn für ſich zu gewinnen, ihn und ſeinen tapfern Arm und manchmal auch ſeinen Kopf. Denn der ſchwäbiſche Adel war hoch berühmt ob ſeiner Tapferkeit und Klugheit und Ehrlichkeit.

Gegenwärtig iſt die Sache ganz anders geworden. Die alte Burg iſt zerfallen und es ſteht vielleicht nur noch ein alter Thurm, von Epheu rings umwachſen, und aus dem verwitterten Gemäuer ſprießt eine Tanne jugendlich empor. Unten am Berge ſteht jezt eine kleinere, beſcheidenere Wohnung, die an ſich wenig Ausgezeichnetes hat, als das, daß die übrigen Häuſer rings umher noch ſchlechter ſind. Und auch dieſe einfache Wohnung ſteht vielleicht leer, weil der Herr derſelben abweſend iſt im Dienſte

eines Andern; oder wenn er da ist, so geht's so still zu, als ob ein einfacher Privatmann da wohnen würde. Der Edelmann ist nun auch wirklich ein einfacher Privat- und Bürgersmann geworden. Reich ist er nicht mehr und mächtig ist er auch nicht mehr. Schon längst waren die Majorate aufgehoben und das Vermögen hatte sich zersplittert unter die vielen Söhne, und wo Einer früher geherrscht hatte, da herrschten nun deren Viele, und an Einem Gute hatten vielleicht etliche und zwanzig Theil. Ich kenne selbst welche, die nur noch $^3/_{64}$ des Gutes besitzen und von diesen hat Einer fünf Söhne, so kommt auf einen $^3/_{320}$. Aber auch die Souveränität ist abhanden gekommen, denn er ist nun mediatisirt, und er hat kein Recht mehr, als das Jagdrecht und die niedere Polizei, wenn er auf seinen Gütern selbst den Büttel machen will.

Der Landedelmann sieht sehr gerne Gesellschaft bei sich, und ladet daher die Honoratioren des Dorfes, worunter der Pfarrer oben an steht, sehr oft zu Tische. Er ist in solchen Fällen ganz familiär mit ihnen, fast wie gleich und gleich, und geniret sich auch gar nicht, vielleicht im Gasthof ein Tarock oder Hombre mit ihnen zu machen. Auch sonstige reiche Bürgersleute sind ihm liebwerthe Gäste und Freunde, absonderlich wenn sie ihm Geld leihen, wessen er immer sehr nothwendig bedarf. Laß aber einmal einen andern Adelichen zu ihm kommen, oder laß ihn im Wirthshaus zusammen gerathen mit den oder jenen Herren von X. X, dann kennt er dich kaum, er sieht dich nicht an, oder höchstens über die Achsel, und wenn du ihn anredest, so antwortet er dir so wegwerfend, daß du gerne möchtest, du hättest es unterlassen. Wenn er aber wieder allein mit dir ist, so thut er, als wäre nichts vorgefallen.

Der Landedelmann hat verschiedene Hauptpassionen, erstens: so viel zu brauchen, als er nur immer vermag, zweitens: wo möglich eine Bierbrauerei zu errichten, die ihm das Verbrauchte wieder einbringen soll, drittens: mit der Gegenwart unzufrieden zu seyn, über Beeinträchtigung, Verlust von verschiedenen Rechten und Gerechtsamen zu klagen und über Napoleon, als den größten aller Uebelthäter zu schimpfen, viertens: viel zu jagen und fünftens: so freidenkend als möglich zu seyn. Er würde deßhalb auch nie eine Kirche besuchen, wenn nicht der Pfarrer am Schlusse des Gebetes nach der Bitte für den König laut einer Bundesacte auch seiner gedenken müßte. Das ist noch ein kleines Andenken an seine frühere Souverainetät, und an diese denkt er sehr gerne. Deßwegen hat es auch Niemand schlimmer bei ihm, als sein Rentamtmann. Denn dieser ist sein Privatsecretair, sein Finanz- und Justiz-Minister, sein erster Hofcavalier oder Oberst-Hofmeister, sein Intendant, sein Gestütsdirector, sein oberster Gartenaufseher, sein Kastenknecht, sein Alles und Alles. Diesen läßt er fühlen, daß er sein Diener ist, daß er ihn angestellt hat, und daß er ihn wieder entlassen kann, und zwar meistens ohne Pension. Der Pfarrer ist schon weniger abhängig, obschon er ihn auch ernannt hat, denn diesen kann er nicht fortschicken.

Bildung hat der Landedelmann nicht viel, wenn man das Reiten, Schießen, Spielen, Tanzen und Fluchen abrechnet. Wo sollte er auch Bildung und besonders wissenschaftliche Bildung her haben? Hat er doch früher nichts gelernt, und war nie etwas gewesen, als höchstens ein mit Rittmeisters-Titel entlassener Lieutenant! Um so mehr aber sieht er darauf, daß seine Söhne etwas lernen. Er schickt sie auf Universitäten und hält ihnen einen Hofmeister, denn sie sollen einstens in den Staatsdienst treten

und wichtige Personen werden. Das einzige Studium aber, das sie ergreifen, ist das Studium der Rechte, denn darin ist die größte Aussicht geöffnet. Nur wenn der Herr Sohn zu nichts anderem taugt, wenn er zu schwach ist zum Referendärexamen, erlaubt er ihm, den Studentenrock mit der Soldatenuniform zu vertauschen. Wenn er's aber auch darin nicht weiter bringt als bis zum Lieutenant, und wenn die Geldsendungen von Haus nicht mehr zureichen, die Schulden zu decken, die er machte, um standesgemäß zu leben, — dann bleibt ihm nichts übrig, als gleich dem Vater sich auf seine Güter zurück zu ziehen und die Besoldungsrente auf seinem Schlosse zu verzehren, die ihm von der Sequestercommission ausgesetzt ist, und ein klein wenig zu verbauern.

14.

Der Dorfschulmeister.

Es gibt keinen würdevolleren Mann im Dorfe, als den altwürttembergischen Dorfschulmeister. Er kennt alle Leute; die Meisten ruft er bei ihren Taufnamen; einen großen Theil duzt er. Denn sie sind ja fast alle bei ihm in die Schule gegangen bis in ihr vierzehntes Jahr, haben gar manche Schläge von ihm bekommen, und die Sonntagsschule noch mitgemacht bis in ihr achtzehntes Jahr. Die Alten aber sind mit ihm aufgewachsen, sind seine Kameraden und Spielgenossen gewesen, und er war bei ihrer Hochzeit und wird auch wohl bei ihrer Leiche fungiren.

Der Dorfschulmeister hat ein doppeltes Geschäft: als Meßner und als Lehrer. Das Meßneramt gäbe er nicht her um Alles in der Welt, denn es trägt ihm mehr ein, als sein Lehramt, und doch schimpft er immerdar auf dasselbe, als auf eine Bürde, als über ein seiner unwürdiges Geschäft, wofür man einen besondern Mann aufstellen sollte. Die meisten Meßnereigeschäfte müssen aber seine Schulerbuben und der Provisor besorgen: die Frühglocke läutet er nicht selbst, denn er kann so frühe nicht aufstehen; die Mittagsglocke läutet er nicht selbst, die Vesperglocke läutet er nicht selbst, die Sonntags-Kirchenglocke läutet er nicht selbst, er läutet gar keine Glocke selbst, sondern seine Schulerbuben läuten sie und machen sich ein ordentliches Vergnügen daraus, an den Seilern herumbaumeln zu dürfen, und balgen sich oft um solchen Vorzug. Zu dem Pfarrer aber, das Kirchenlied zu fordern, geht der Schulmeister fast immer in eigener Per-

son, denn er rechnet den Pfarrer unter seine guten Freunde, und unterläßt es nie, mit stolzem Tone den Bauern wieder mitzutheilen, was er in der Unterhaltung mit dem gelehrten Herrn profitirt, damit sie sehen, er stehe eigentlich auf gleicher Stufe mit diesem.

Der Lehrerstand strengt ihn sehr an. Es ist auch kein Spaß, Kindern, Bauernkindern, und dazu oft recht dickköpfigen Bauernkindern, solch' schwere Dinge beizubringen, als da sind: Lesen und Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie u. s. w. Früher war man doch zufrieden, wenn die Kinder nur auch das Einmaleins lernten oder ein bischen etwas von den vier Species, und dann Buchstabiren und ihren Namen auf's Papier malen und ein bischen schreien, was man singen nannte. Aber man kommt immer weiter, und Orthographie und richtige Declamation ist noch das Geringste, was verlangt wird. Es ist so weit gekommen, daß ein Schulmeister das, was er jezt den Kindern beibringt, vor ein paar Jahrzehnten selbst noch nicht gewußt hat. Doch von seiner Lehrmethode, die immer so alt oder noch älter ist als er selber, läßt er sich durchaus nicht abbringen. Er läßt nicht syllabiren, sondern buchstabiren, und vom lautiren ist er ein besonderer Feind. Ueberdieß muß Alles durch Prügel eingeimpft werden. Es gibt nach seiner Ansicht kein probateres Mittel, den Menschen zum Lernen zu zwingen, als Prügel. Wie macht man's denn mit den Hunden? Und soll ein Mensch weniger werth seyn? Hat er ja doch selbst, nämlich der Schulmeister, nicht auf eine andere Art gelernt! Die menschliche Natur ist von Natur faul und träge, aber Schläge muntern zum Springen auf. Also ist Erziehung mit Liebe ein Unsinn.

Aber weder seine Geschäfte als Meßner, noch seine Arbeiten als Lehrer geben dem Dorfschulmeister seine

eigentliche Würde, oder dasjenige, worauf er sich hauptsächlich etwas einbildet. Dazu kommt er blos durch eine Leiche, und zwar muß es die Leiche eines Bemittelten seyn. Denn die Armen werden nur so hinausgetragen und höchstens die Glocken geläutet. Bei Reichen aber, da gibt's Gesangbegleitung, da gibt's, was die Hauptsache ist, eine Abdankung am Grabe. Bedenke man, eine Abdankung am Grabe, und die hält der Schulmeister! Der Pfarrer hält seine Leichenrede in der Kirche, der Schulmeister aber seine Rede auf dem Kirchhof, gerade wie sonst in größern Städten der Pfarrer selbst seine Rede am Grabe hält. Und die Leute hören dem Schulmeister eben so andächtig zu als dem Pfarrer, und weinen eben so bitterlich über ihn, als über den Pfarrer, und oft haben auch Beide dieselbe Quelle benützt, welche dann der Schulmeister geradezu abgeschrieben, der Pfarrer aber überarbeitet hat. Das Recht der Abdankung am Grabe ließe sich der Schulmeister um vieles Geld nicht nehmen, denn das macht ihn zu einem Mann der Kirche, und er bildet sich mehr darauf ein, als ein junger Chirurg auf seine erste Steinoperation.

Der Dorfschulmeister hat ein sehr geringes Einkommen, oft kaum 200 fl. mit Allem und Allem. Davon soll er mit Weib und Kind leben. Das geht nicht. Darum muß er sonst noch etwas treiben. Also wird er Bauer. Seine Frau ist eine Bäuerin, die Tochter eines Bauern vom Dorf, und hat ihm einige Morgen Ackers zugebracht, und diese werden nun umgepflügt, und die ganze Familie muß arbeiten, wie eine gewöhnliche Bauernfamilie, und er selbst sogar hackt mit, ob er sich gleich dessen fast schämt, weil solche Handarbeit sich für einen Mann nicht passen will, der so viel mit dem Kopfe zu arbeiten hat, als er. Darum liebt er im Frühling und im Sommer und im

Herbste die Vacanztage, um für sich selbst arbeiten zu können, und die Kinder dürfen überzeugt seyn, daß sie keine Minute über die bestimmte Stunde in der Schule gehalten werden. Oft benützt er sie auch zum häuslichen Geschäft, als da ist: Holz tragen, Wasser holen, Holz spalten, Mist aufladen u. s. w.

Der Dorfschulmeister geht gern Abends in's Wirthshaus, um mit den Bauern zu plaudern und ihnen aus den Zeitungen etwas vorzulesen. Auch politisirt er sehr gern. Nur über Religion leidet er keinen Spaß; denn er ist selbst ein kirchlicher Diener als Meßner. Vielmehr erklärt er den Bauern gerne die Bibel und belehrt sie über dogmatische Streitpunkte, so wie auch in der Schule sein Lieblingsfach immer der Religionsunterricht ist. Es ist ja eine alte Wahrheit: Jeder ist auf das am meisten stolz, wovon er am wenigsten versteht. Mit seinem Provisor steht er nicht gut. Der ist ihm zu anmaßend und dünkelhaft, zu vornehm gebildet und überstudirt. Daher behandelt er ihn en bas, wo es möglich ist, und läßt ihn fühlen, daß er der Meister der Schule ist. Denn ein bloßer Lehrer ist nicht so viel, als ein Schulmeister.

Mit Kindern ist der Dorfschulmeister meist sehr gesegnet. Die Söhne müssen wieder Schulmeister werden, wenn's nicht gar zum Theologiestudiren langt. Sie kommen deßwegen schon von früh an scharf unter die Zuchtruthe. Spätet bittet er den Pfarrer, daß er sie mit seinen Buben zugleich im Lateinischen u. s. w. unterrichte. Nachher kommen sie in das Institut nach Eßlingen. Am meisten stolz ist er aber auf seine Töchter. Die müssen sich auszeichnen vor andern Bauernmädchen. Denn sie haben von ihrem Vater Bildung erlangt. Sie können sehr gut lesen, correct schreiben, Clavier spielen und etwas singen. Also haben sie auch auf einen höhern Rang

Anspruch zu machen. Ihre Kleidung ist weder bäuerisch noch französisch, sondern ein Mischmasch von beidem, etwa so, wie sich in kleinen Städtchen die vornehmern Bürgersmädchen tragen. Sie dürfen auch keinen Bauern heirathen, wenigstens als jung nicht, sondern da steht ihr Sinn nach dem Gelehrtenstand. Ihre erste Liebe ist immer der Pfarrvicar, dann ein gebildeter Provisor, und dann ein Handwerker noblerer Profession, als Goldarbeiter, Schreiner u. s. w. Einen Bauern nimmt sie erst, wenn alle anderen Parthieen fehl schlagen.

Der Sonntag ist der Glanztag des Dorfschulmeisters. An diesem Tage hat er's eben so wichtig als der Pfarrer selbst. Denn er hat die Orgel zu spielen und den Gesang zu leiten. Man erkennt seine Stimme vor allen andern heraus. Denn sie ist durchdringend und hat die Eigenheit, etwas zu schmettern, wie eine Trompete, ein herabgekommener Tremulant. Auch unterläßt er es nie, an alle Melodieen gewisse Schnörkel anzuhängen, die auch beim Orgelspiel nie fehlen dürfen und besonders bei den Uebergängen zu bemerken sind.

Der Dorfschulmeister wird selten sehr alt. Der Schulstaub setzt ihm sehr zu, und der viele Aerger. Dick wird er gar nicht. Er hüstelt stets und stirbt meistens an der Schwindsucht.

15.

Der Stadtzinkenist.

Städtchen mit alten Häusern und eben so alten Mauern, welche beide am Einstürzen sind, mit winklichten Straßen, daß blos Einheimische sich zurecht zu finden wissen, mit schlechtem Pflaster und baufälligen Dächern gibt es in allen Theilen Deutschlands; hauptsächlich aber im gesegneten Schwabenlande. Doch kein Theil der Erde hat das Recht, einen Stadtzinkenisten zu besitzen, ausser den schwäbischen Städten. Es ist ein eigenes Vorrecht, und eben deßwegen hängen alle schwäbischen Städter mit grosser Liebe daran, als an einer Eigenthümlichkeit, die ihnen vor andern zugehört.

Ein Stadtzinkenist ist in einem Städtchen das, was in einer großen Stadt der erste Musikdirector und in einer Residenz der Oberhofmusikus. Sein Geschäft ist, Musik zu machen, und zwar erstens auf allen Hochzeiten, die es im Oberamt gibt. Denn ausser ihm ist keine Gesellschaft von Musikanten privilegirt, sie müßte denn ihm Entschädigung zahlen; zweitens bei allen Leichen vom Thurm herab, wenn vornehme oder reiche Erben da sind, die gerne solchen Aufwand machen, und endlich alle Sonntag Morgen auf dem Kirchthurme. Auch hat er die Obliegenheit, vor dem sonntäglichen Gottesdienst Kirchenmusik zu machen, und wird hiefür eben so wenig, wie für seine Kirchthurmsblasereien bezahlt: denn der Stadtzinkenist ist ein städtischer Diener und hat eine Besoldung. Wie schön nimmt es sich doch aus, wenn verschiedene Posaunen, vermischt mit etwelchen Clarinetten und Geigen, aufspielen

zum feierlichen Gottesdienst! Und welch' herrlicher Ohrenschmauß ist es, wenn Morgens in der Früh' vom hohen Thurme herab die Musik erschallt, welche die Gemüther einladen soll zum frommen Gebet! Freilich nimmt sich die Musik, welche blos einfache Choralmusik seyn soll, gar oft wie Trauermusik aus, und gar oft auch wie eine traurige Musik. Denn es laufen viele falsche Töne mitunter, und die Herren Musikanten vergreifen sich gar oft um ein Paar Löcher beim Clarinett, und der Director ist nicht selten auf einem Ohr taub und hört auf dem andern nicht gut. Dem Fremden, der es zum ersten Male hört, kommt es wie eine große Ironie vor, die schwäbischen Städter aber sind stolz darauf, weil sie das voraus haben vor den Dörfern, die mit ihnen zum selbigen Amte gehören.

Der Stadtzinkenist hat immer ein Paar Gehülfen, auch Gesellen genannt; auch verschiedene Lehrjungen, die er in der edlen Musica unterrichtet. Zum Theil sind's Bauernburschе, die ihm dann und wann aushelfen, wenn er ihrer bedarf, und sonach wieder vor den Pflug stehen und Dünger auf den Acker führen, aber flugs bei der Hand sind, wenn's eine Hochzeit gibt mit Tanz, oder ein lustiges Kirchweihfest. Denn da gibt's Geld im Vollauf und Trinken im Vollauf. Der Bauernjüngling, der allda tanzt, würde sich schämen, wenn er nicht allemal, sobald er einen Tanz angibt, ein Paar Zwölfer in den Hut des Musikanten werfen würde, der ihm seine vorgepfiffene oder vorgesungene Melodie nachspielen muß; und Wein muß herbei, Wein in Menge auf Rechnung der Tänzer und oft auch auf Rechnung des Wirths, wenn dieser glaubt, dabei seine Rechnung zu finden; und die Musikanten wissen oft kaum, wie sie mit dieser Masse fertig werden können, ob sie gleich in diesem Fache sehr viel zu leisten

vermögen. Was die Lehrjungen betrifft, so kann man die Musik nirgends besser erlernen, als bei einem Stadtzinkenisten, denn er versteht nothwendig alle Instrumente, und zwar alle aus dem Fundamente. Er kann geigen, die Posaune blasen, auf der Violine, auf der Bratsche, auf dem Violoncell, auf dem Contrebaß spielen, er kann Flöte, Clarinette, Flageolet, Waldhorn und Trompeten blasen, trotz Einem. Ueberdieß versteht er das Clavier zu handhaben und weiß etwas vom Generalbaß. Er kann Alles in Allem und in Allem gibt er Unterricht. Darum bildet er sich auch etwas ein auf seine Kunst, und den Dörflern und Städtern steht er in dieser Hinsicht höher, als den Wienern ihr Strauß und Lanner.

In seinem Gesicht hat er wenig Ausgezeichnetes, ausser einer rothen Nase, vielem Weingrün, und Triefaugen. Das kommt wahrscheinlich von den vielen durchwachten Nächten her, die er seiner Kunst gewidmet hat. Denn wenn er auf einer Hochzeit ist, so nimmt das Aufspielen kein Ende. Morgens muß er blasen und Mittags blasen und die Nacht hindurch blasen, und die Nachhausekehrenden wollen auch noch ihr Stückchen auf der Straße, damit sie vor dem Wirthshause noch ihr Ehrentänzchen thun können und der Hochzeiter mit der Hochzeiterin müssen ganz mit Musik begleitet werden, so oft sie nach Hause gehen, und das dauert oft 3 bis 4 Tage lang, und greift nothwendig die Lungen sehr an, und die Lungen müssen also gestärkt werden durch einen kräftigen Schluck, und die vielen Schlücke haben sich ihm auf die Gesichtszüge gesetzt, daß er die Spuren nie mehr wegwischen kann. Im Uebrigen ist er ein sehr solider Mann, nur ist er kein Freund vom Zuhausebleiben und vom Zufußegehen. Wenn er einmal eine Fußreise macht, so wird er nach einer Viertelstunde schon so müde, daß er im nächsten Wirthshause

einkehren muß. Das Zuhausebleiben aber lähmt sein Genie. Denn der Stadtzinkenist ist ein Original und zwar ein komisches Original. Späße hat er immer im Vollauf und die Menschen kennt er aus dem Fundamente. Diese Kenntniß hat er sich bei seinen vielen Fahrten im Lande herum mit seiner Geige und Clarinette erlangt. Denn er sieht die Menschen gar oft in ihrem wahren Zustande, im Zustande der Trunkenheit, wo sie immer wahr sind, und die innerste Seite nach Aussen kehren. Er läßt alles mit sich anfangen und ist ausserordentlich bereitwillig, und zwar nicht fürs Geld, aber für einen guten Trunk.

Bis er zu der Stelle gelangte, in welcher er jezt fungirt, brauchte er sehr lange. Um es zu werden, sind einem solchen stets verschiedene Eigenschaften nöthig. Die hauptsächlichste ist aber immer die, daß er ein städtisches Kind, d. h. in der Stadt geboren und erzogen und seine Eltern schon seit Großvaters Zeiten darin ansässig seyen. Sonst hat man kein Vertrauen zu ihm, oder vielmehr man hat Leute genug, die allda Bürger sind und sich um diese Stelle melden, was braucht man also Fremden ein Auskommen zu verschaffen, die am Ende nicht einmal mehr wissen, als die Einheimischen? Ueberdieß muß er warten können, und zwar so lange warten können, bis der alte Stadtzinkenist gestorben ist. Und das dauert oft sehr lange; denn abgesezt wird der Alte gar nie, und wenn er auch so alt und gebrechlich würde, daß er nichts mehr hörte; er kann ja die Töne greifen, sagt der weise Magistrat. Uebrigens ist die Laufbahn eines jeweiligen Stadtzinkenisten immer ganz einfach. Er lernte bei einem solchen, wurde dann bei ihm oder bei einem andern Geselle, kam, wenn er etwas gelernt hatte, als Trompeter zum Militär, wurde dann erster Gehülfe zu Haus beim alten Zinkenisten, heirathete sich mit dessen Tochter oder

mit einer Andern und erhielt die Nachfolgerschaft zugesichert noch bei Lebzeiten des andern, dessen Ende er nun mit süßer Hoffnung entgegensah. Dann wurde er Zinkenist und sein Nachfolger macht's ihm eben so.

Leider scheint dieses Ehrenamt nach und nach eingehen zu wollen. Denn die Aufklärung hat es so weit gebracht, daß die Leute nachgerade einsehen, ein schöner einfacher Gesang sey für das Ohr angenehmer und für die Erhabenheit des Orts passender, als wenn einzelne Stöße aus der Posaune das Kirchenlied begleiten, oder kirchweihmäßige Griffe auf der Geige an „Musik und Tanz" erinnern. Das Blasen auf dem Thurme aber findet noch immer seine Vertheidiger; und wenn dieses aufhört, so liegt der Grund nicht darin, daß etwa eine Sterblichkeit unter dem Geflügel und unter den Hunden der Nachbarschaft darüber entstanden ist, sondern allein in der Sucht nach Ersparniß, welche sich sogar auf eine Kunstausgabe, auf die Stadtzinkenisten-Besoldung, zu erstrecken erfrecht.

Der Stadtzinkenist nach der alten Form stirbt meistens an der Wassersucht, worüber er sich selbst nie genug wundern kann, da die Sucht nach Wasser nie bei ihm überhand genommen. Andere sterben an der Schwindsucht.

16.

Die Pfarrerstochter.

Eine Pfarrerstochter ist gewöhnlich hübsch, passabel verständig, mittelmässig gebildet, sehr unschuldig und immer arm. Die Schönheit hat sie von ihrer Mutter, den Verstand von ihrem Vater, die Unschuld vom Landleben und die Armuth vom Pfarrdienst. Die Zahl ihrer Geschwister steht inmitten zwischen 3 und 11; denn es ist ein altes Herkommen, daß Pfarrer nichts hinterlassen als Bücher und Kinder.

Eine Hauptepoche in ihrem Leben bildet ihr 16tes Jahr; denn jezt kommt sie auf die Universität, entweder in die Residenz oder in irgend eine größere Stadt. Sie muß sticken, nähen, kochen, Kleidermachen, und tanzen lernen. Von dem Leztern aber darf der gottselige Herr Vater nichts erfahren, höchstens wenn's vorbei ist. Gott! was ist das für eine Freude! Sie darf zur Frau Base oder zum Herrn Vetter in die Residenz! Der Herr Vetter und die Frau Base haben aber keine so große Freude. Nach wenigen Monaten kehrt das liebe Töchterlein auf das Land zurück. Aber du kennst sie nicht mehr, so hat sie sich in einem halben Jahr verändert. Sie geht aufrecht; das Haar ist nach der Mode gescheitelt und gelockt; der Körper ist üppiger geworden, denn die Kleider haben einen andern Schnitt; der Schritt ist gratiös und schwebend; die Miene schmachtend — naiv — spöttisch; sie spricht nicht mehr schwäbisch; sie lacht nicht mehr so laut, daß es über Berg und Thal schallt; sie kokettirt etwas und ist anspruchsvoll; das macht, sie war auf der Universität, hat sich auf Bällen mit schön gekrei-

deten Herren unterhalten, im Theater durch die Lorgnette geſehen und im Concert Empfindſamkeit geäuſſert, — ſie hat Tournüre bekommen. Welchen Neid müſſen des Oberamtsrichters Mathilde und des Kameralverwalters Guſtele haben! wenn ſie nur öfters mit ihnen zuſammen käme.

Jezt naht die zweite Hauptepoche ihres Lebens. Sie bekommt Heirathsgedanken. Was anfangen, wenn man kein Geld hat? — Da iſt gleich geholfen. Der Papa iſt alt geworden; der Dienſt iſt ihm beſchwerlich; ſeine Geſundheit leidet; er muß einen Vicar haben. Der Vicar aber iſt ein junger Mann, der neun Jahre in den Klöſtern zugebracht hat, und darum die Welt auf's Genaueſte kennt. Er weiß, daß man als Candidat der Ehe nicht auf ſolche Lappalien, als Geld und Gut, zu ſehen hat, ſondern vielmehr auf Vorzüge des Geiſtes, und höchſtens noch Tugenden des Körpers. Er lernt das Töchterlein vom Hauſe kennen und iſt alsbald unmenſchlich verliebt. Der Vater gibt ſeinen Segen und die Mutter weint vor Freuden. Sie ſind Braut und Bräutigam. Welch' ein Vergnügen, 8 — 12 Jahre lang Braut und Bräutigam zu ſeyn! Aber die liebe Braut hat noch mehr Schweſtern, darum kommt man im Pfarrhaus bald auf den wahren Gedanken, daß es nicht gut iſt, wenn Braut und Bräutigam alle Tage ſo nahe bei einander ſind. Der arme Vicar muß alſo einen andern Platz ſuchen, der alte Paſtor bekommt einen andern Gehülfen, und eine andere ſeiner Töchter [redacted] einen detto Bräutigam. Auf dieſe Manier haben ſchon manche Pfarrer alle ihre Mädchen angebracht.

17.

Ein Stuttgarter Claqueur.

Ein Stuttgarter Claqueur unterſcheidet ſich von einem Pariſer Claqueur weſentlich durch zwei Dinge. Erſtens darf er blos klatſchen und höchſtens bei fremden, hier gaſtirenden Schauſpielern auch herausrufen; nie aber pfeifen oder mit den Fäuſten trommeln, oder mit Aepfeln und tauben Nüſſen oder faulen Eiern werfen; denn das ſchickt ſich nicht für ein Hoftheater; und es wird überhaupt angenommen, daß blos ſolche Mitglieder auf der Bühne ſind, welche nichts anderes verdienen als blos Beifall. Zweitens wird der Stuttgarter Claqueur nicht bezahlt, von Niemand bezahlt, nicht einmal von den Schauſpielern oder Schauſpielerinnen. Das iſt eine große Erſparniß für dieſe, und das Publikum überzeugt ſich überdieß, daß ſie Alles ihrem Verdienſte verdanken.

Ein Stuttgarter Claqueur iſt entweder ein Schauſpieler oder ein Narr, oder ein Pouſſeur oder ein Friſeur oder ein Schneider, ſelten ein Schuhmacher; denn dieſer verdient bei dem Theater nicht viel, und iſt zu derb und roh, um das Schauſpiel oder die Oper auf eigene Fauſt zu beſuchen, der Schneider klatſcht der Kundſchaft halber, der Friſeur aus Galanterie, der Anbeter aus Liebe, der Narr aus Enthuſiasmus und der Schauſpieler, damit ihm wieder geklatſcht werde. Der Schneider fängt ſelten an zu klatſchen, ſondern klatſcht nur mit, aber er klatſcht aus Leibeskräften, er fängt auch nie an, herauszurufen, aber wenn man einmal angefangen, ſeinen Gönner oder ſeine Gönnerin zu rufen, ſo ruft er für 10 Mann. Der

Friſeur weiß ſchon beſſer zu unterſcheiden, denn er war in Paris und hat von daher noch den feinen Geſchmack los. Am liebſten ſpendet er ſeinen Beifall in Balleten, und in dieſem Fall iſt er mit demſelben ſehr verſchwenderiſch. In Paris machte man's auch ſo zu ſeiner Zeit. Der Liebhaber klatſcht nur bei ſeiner Geliebten, ſonſt bei Niemand, höchſtens wenn ein Künſtler oder eine Künſtlerin auftritt, welche zu derſelben Parthei gehört, zu der ſeine Angebetete geſchworen. Darum geht er auch ſehr ſelten in's Theater, wenn ſie nicht auftritt. Am unpartheiiſchſten iſt der Narr. Ihm iſt's eins wer's iſt, Schauſpieler oder Schauſpielerin, Sänger oder Sängerin, Mitglied des Orcheſters oder Verfaſſer des Stücks, Alles eins, wenn's nur ſchön iſt nach ſeiner Meinung und kunſtreich, dann klatſcht er, denn er iſt ein Kunſtkenner. Darum gibt er auch meiſt den Ton an. Er iſt immer gegenwärtig, es mag ein Stück gut ſein oder nicht, lang oder kurz, oft gegeben, oder zum erſtenmal, er iſt da, Sommer und Winter, es mag regnen oder ſchneien oder die Sonne ſcheinen. Ein Schauſpieler klaſcht nur einem Sänger und ein Sänger einem Schauſpieler.

Ein Stuttgarter Claqueur hat ſeinen beſtimmten Platz, den er immer einnimmt. Der Schneider iſt oft auf der dritten Gallerie, die übrigen Klaſſen auf der erſten Gallerie oder im Parterre. Der Liebhaber und der Friſeur ſtehen meiſt im Gange des Parterres, um ſo freien Spielraum zur Bewegung ihrer Hände zu haben, und der Friſeur, um zugleich die Füſſe der Tänzerinnen zu ſehen. Der Narr ſezt ſich in eine Ecke, um ganz ſeinem Gefühl, ſeinen Betrachtungen, ſeinem Kunſtgenuß zu leben. Gleichwohl iſt er ſelten allein, ſondern hat einige Bekannte um ſich, die auf ſein Zeichen einfallen. Hie und da jedoch iſt es ihm ſchon paſſirt, daß er angefangen hat zu klatſchen, und

daß Niemand mitmachte, und das Gelächter des Publikums ergoß ſich ſpottend über ihn und ſeinen verunglückten Verſuch, und er würde ſchamroth geworden ſeyn, wenn er nicht überzeugt geweſen wäre von der Gerechtigkeit ſeiner Sache und ſeines über das Urtheil der Menge erhabenen Kunſtſinns. Doch oft kommt's nicht vor, ſondern das Publikum ſteht ihm bei, wenn's auch nicht am Platze iſt, und ein Spaßvogel kann ſich manchen Spaß bereiten. Uebrigens weiß ein ächter Claqueur immer beſtimmte Stellen und Punkte, wo er gewiß ſeyn darf, ſeine Mitklatſcher zu finden. Es ſind dies die ſogenannten Schreipunkte; wenigſtens könnte man ſie ſo nennen. Wenn der Heldenſchauſpieler eine kräftige oder ſentimentale Rede geendigt hat, in der er ſich ſelbſt überſchrieen, oder wenn die Sängerin bei einer Soloparthie ſich ſo angeſtrengt, daß den Zuhörern die Ohren gellten, und ſie ſelbſt keinen Athem mehr hat, dann iſt's Zeit, dann klatſcht Alles. Denn ſolches Talent muß belohnt werden. Es geht dem verehrungswürdigen Kunſtpublikum im Theater, wie den Bauern in der Kirche: wenn der Pfarrer recht ſchreit, ſo predigt er gut. Ein erfahrner Schauſpielbeſucher kann daher immer im Voraus ſagen, wann geklatſcht wird und wann nicht.

Die hieſigen Schauſpieler kennen die Triebfedern des Beifalls ſehr wohl, der ihnen wird; allein ſie ſind deßwegen doch weit entfernt, keinen Werth darauf zu legen. Je mehr Beifall, deſto beſſer. Stille Bewunderung iſt etwas, wovon ſie nicht gerne hören.

18.

Der Schwarzwälder Bauer.

Der Schwarzwälder Bauer iſt entweder reich oder arm, entweder Herr von Vielem oder Taglöhner.

Der reiche Bauer iſt Beſitzer eines Hofes und einiger hundert Morgen Waldungen. Das Holz verkauft er am Stamm, oder verflößt es in den Rhein und nach Holland. Sein Holzhandel trägt ihm mehr, als manchem Edelmann ſeine Baronie oder Grafſchaft. Darum hält er ſich ſeine eigenen Wagenpferde und eine ſchöne Equipage, aber der Kutſcher auf dem ſchwebenden Bock trägt Lederhoſen und einen Dreiſpitz. Er ſelbſt ſitzt drinnen im Gefährt und lehnt ſich in eine Ecke, wie einer, der's gewohnt iſt, in Chaiſen zu fahren, und um ſeine Schultern hängt ein feintuchener Mantel mit herrlichem Pelz beſetzt, aber Rock und Schuhe und Strümpfe ſind die eines gewöhnlichen Schwarzwälders. Sein Keller iſt gefüllt mit Rheinwein und Champagner, aber er ißt Sauerkraut und Schweinefleiſch und Kartoffeln mit ſeinen Taglöhnern. Er ſitzt daheim im wohlgepolſterten Altvaterſeſſel, angethan mit dem ſeidenen Schlafrock, aber ſeinen Kopf ziert eine weiße gewobene Schlafmütze und ſeine Hände ſind rauh von der Arbeit mit der Hacke.

Er beſitzt die [illegible]önſten geſchliffenen Commode, aber wenn du die Schubladen aufmachſt, ſo findeſt du neben dem reichſten Silberzeuge vielleicht einen Radſchuh oder eiſerne Ketten. Auf einem eleganten Theetiſche ſtehen geſchliffene Gläſer und ein Theeſervice; aber in der Ecke hängt eine haushohe Uhr mit ſchwerem Behänge, die den

Kuckuk alle Stunden hören läßt, und wie sie auch bei dem geringsten Schwarzwälder zu treffen. Du sitzest auf dem bestgepolsterten Sopha mit gewirktem Zeuge bezogen, aber daneben steht ein roher tannener Stuhl, und im ganzen Hause findest du kein Buch zur Unterhaltung und Belehrung, die Bibel ausgenommen. Ein Paar herrliche Gemälde sind im Zimmer aufgehangen, aber du siehst vor Staub und Fliegenabsceſſen kaum, was es vorstellen soll.

Anders steht es mit dem armen Schwarzwälder. Er ist Holzhauer, Flößer, Kohlenbrenner, Uhrenmacher, Fabrikarbeiter und Feldtaglöhner, wie man es haben will. Zwar mit den Aeckern hat man nicht viel zu thun. Höchstens muß am Bergabhange ein Hafer-, Flachs- oder Kartoffelland behackt werden, was meist die Frauen thun, oder ist im tiefen Thale die Wiese zu bewässern, damit sie siebenfachen Ertrag das Jahr hindurch gebe. Mehr Geld verdient er in den Hammerwerken, deren laute Schläge Tag und Nacht gleichmäßig forttönen, in den Glashütten und Pottaschen- oder Terpentinsiedereien. In tiefer Winterszeit setzt er sich auch wohl hin und schnitzelt Löffel und Schaufeln und Schachteln, oder er macht Uhren, deren jährlich über 100,000 vom Schwarzwalde versandt werden. Als Flößer in seinen zwei Ellen hohen Stiefeln, die ihm bis an den Leib gehen, durchwandert er die Welt vom Anfang des Neckar-, Nagold- und Enz-Thales bis hinab nach Mannheim, oder gar noch weiter. Manchmal auch kauft er sich ein Paar Pferde, wenn er so viel Wiesen hat, um sie zu nähren, und schafft [redacted] Holz an und Kohlen um niedrigen Preiß, und fährt hinab in's Unterland nach Tübingen und Stuttgart und verkauft's mit Profit, und handelt dafür ein, was er nicht hat: Stroh und Frucht und Gemüse und Wein. Uebrigens liebt er den Wein nicht sehr, absonderlich weil er ihm zu theuer

ist, sondern begnügt sich mit Branntwein, den er sich aus Heidelbeeren und Wachholderbeeren selbst bereitet; denn diese Früchte wachsen in Menge im Walde, und die Kinder sammeln die Beeren und verkaufen sie Simriweise. Seine Lieblingsspeise das ganze Jahr durch sind Kartoffeln und dann wieder Kartoffeln und dann etwas Sauerkraut und Speck und dann noch einmal Kartoffeln.

Der Schwarzwälder Bauer ist klein und mager, wie seine Pferde, zum Bergsteigen geeignet; seine Gesichtsfarbe ist braunschwarz, wie das Getäfel in seiner niedern Stube. Kälte und Wärme verträgt er gleich gut. Denn im hohen Sommer glüht die Sonne fast unerträglich in die tiefen Thäler hinein, und der Winter dauert fast 9 Monate. Das Holz weiß er nicht zu sparen; denn man heizt im Sommer ein, wie im Winter, und in den Stuben mit den ungeheuern thönernen Oefen kann nur ein Schwarzwälder die Hitze ertragen und sich sogar noch behaglich dabei fühlen. Er ist arbeitsam, treuherzig, gelenkig, geschickt zu allen Handarbeiten, erfinderisch und abergläubisch. Im Winter in den Spinnstuben, da erzählen die alten Mütterchen die Mährchen von den Berggeistern, und die Jungen hören andächtig zu. Seine Hütte steht meist isolirt, sie ist klein und niedrig, mit weitvorstehendem Dache und einer Altane, die zu den Schlafstellen führt. Hinten geht das Dach bis auf den Boden. Dicht am Hause ist stets ein Brunnen oder eine Quelle. Die Stelle des Lichts vertritt eine Lampe von Theer, oder nicht selten auch hellflackerndes Spanholz.

19.

Der Elegant eines Landſtädtchens.

Der Elegant eines Landſtädtchens unterſcheidet ſich von dem Elegant einer größern Stadt hauptſächlich dadurch, daß er bloß am Sonntag Elegant iſt. Am Werktag hat er keine Zeit; da hat er entweder in der Schreibſtube, oder im Laden oder in der Apotheke oder auf dem Rathhaus zu thun. Am ſiebenten Tage aber, da iſt er ein wahrhafter Elegant. Er iſt neu gekleidet, d. h. er hat ſeine Sonntagshoſen, ſeine Sonntagsſtiefel, ſeine Sonntagsweſte, ſeinen Sonntagsrock und ein friſch gewaſchenes Hemd an. Er glänzt vom Kopf bis zum Fuß, den Kopf ſelbſt d. h. die Haare nicht ausgenommen, denn dieſe ſind ſtark pomadiſirt. Der neue Hut — Werktags trägt er eine Kappe — ſizt auf dem linken Ohre, das bedeutet etwas naiv — leichtſinnig — ſentimental — Genialeſ; das Haar ſieht aus, wie ein Knäuel verwirrten Garns, denn es war die Nacht vorher mit Fließpapier aufgewickelt worden; das bedeutet Apollo-Anlagen; ſein Kopf ſteckt ſteif und feſt in einer Kravatte mit Vatermördern — daß man beides nicht mehr trägt, weiß er noch nicht —, und er blinzelt aus ihr heraus, wie ein Eichhörnchen aus ſeinem Käfig; das bedeutet Entſchloſſenheit mit Liſt gepaart. Hauptbeſtandtheile ſeines Weſens ſind Stock, Bürſte, Lorgnette, Sporen und Handſchuhe. Den Stock trägt er der Quaſte halber, und vertauſcht ihn nicht ſelten mit der Reitpeitſche. Die Sporen liebt er ſehr, weil ſie klingeln, nicht des Reitens wegen, denn er liebt das Fußgehen und hat beſondere Gründe, weder im Reiten noch im Fahren excelliren zu wollen. Die Bürſte iſt eine Art

rauher Pferdsbürste, die er alle Augenblicke aus der Tasche zieht, um sein Haar zu striegeln. Die Lorgnette bedeutet eine interessante Augenschwäche und ist ihm, was dem Esel die Ohren. Die Handschuhe trägt er blos in der Hand, damit sie nicht verderbt werden.

Sein erstes Geschäft ist, eine Pfeife zum Fenster hinaus in Hemdärmeln zu rauchen, damit man seine Unthätigkeit sehe. Dann geht er in die Kirche, um seinen Putz sehen zu lassen; nachher pflanzt er sich an irgend einem öffentlichen Platze auf, und ist in dieser Beziehung dem Eckensteher Nante sehr ähnlich, den Witz abgerechnet. Die Hauptsache aber ist der Spaziergang nach dem Essen. Seine Freunde haben sich zu ihm gefunden; eine Cigarre im Munde, — eine Pfeife ist Sonntag's auf den Strassen sehr gemein — wählt man die bevölkertsten Strassen, die beliebtesten Spaziergänge; ihre Arme sind fest in einander verschlungen, denn sie sind intime Freunde, so intim wie zwei Pferde an einem Wagen; sie lachen und scherzen laut, denn es darf es Jedermann wissen, daß sie höchst witzig sind; sie benehmen sich höchst ungenirt, denn sie haben Bildung und verstehen bon ton, sie bedienen sich fremder Redensarten, als yes, very well, bon, si signor, das beweißt, daß sie alle Sprachen verstehen; sie sprechen oft von hohen Herren und schönen Damen, denn daran ersieht man, daß sie ganz genau mit denselben bekannt und liirt sind; sie essen viel und trinken blutwenig, das macht, sie wollen immer trocken und nüchtern erscheinen, was ihnen auch noch nie mißlungen ist; sie sprechen viel und verstehen Alles am besten, und zwar aus lauter natürlicher Anlage, nicht weil sie etwas gelernt haben.

Am Montag klopfen sie ihre Kleider aus, und hängen den Elegantismus auf sechs Tage in den Kasten.

20.

Der katholiſche Geiſtliche.

Der katholiſche Geiſtliche trägt gewöhnlich einen blauen Rock, einen dicken Bauch, eine Kappe, ſchwarze Beinkleider und eine Weſte, die bis an den Hals zugeknöpft iſt, daß man das Hemd nicht ſieht. Gewöhnlich iſt er nicht friſch raſirt, und hat Haar und Backenbart nicht ausgekämmt.

Seine Eltern waren ſehr arm oder ſind es noch. Sein Vater iſt ein Taglöhner, oder Bauer, oder Handwerksmann, oder ein Wirth, oder noch beſſer, ein Amtsdiener; denn dieſer wohnt in der Stadt, und in der Stadt iſt eine lateiniſche Schule, und der Bube kann zu Hauſe eſſen und um geringes Geld fremde Sprachen erlernen. Wenn nehmlich der Bube ein Bengel von 10 — 12 Jahren geworden iſt, ſo überlegt der Vater, was er mit ihm anfangen ſoll. Der Schulmeiſter, d. h. der deutſche Schulmeiſter, hat ihm geſagt, daß ſein Sohn Talente habe, und er glaubt es recht gern, da es ja ſein Sohn iſt; alſo ſoll aus dem Sohne etwas werden, und zwar etwas, wobei er ſein gutes Brod hat und das doch wenig koſtet. Der Vater hat nun die Wahl zwiſchen einem Schulmeiſter und einem Pfarrer. Allein es koſtet Eines faſt ſo viel als das Andere; da gibt die Mutter den Ausſchlag, denn ſie möchte ihren Sohn um's Leben gerne einmal Meſſe leſen hören. Alſo Conclusum: der Bengel muß ein Pfarrer werden. Nun wird der Burſche in die lateiniſche Schule geſchickt und er muß lernen, was in ihn hineingeht. Das iſt aber nicht allzuviel. Dennoch gelingt es ihm, nach ein Paar Jahren in ein niederes Convict zu Ellwangen oder Rottweil aufgenommen zu werden. Darüber iſt großes Leben in der Familie, weil man's der

Geſchicklichkeit des Sohnes zuſchreibt. Der Grund aber liegt allein darin, weil die Behörden glaubten, der junge Menſch könne vielleicht ſpäter ſich noch machen, und weil man — einen gewiſſen Mangel an katholiſchen Geiſtlichen hat. Im niedern Convict wird der junge Herr gekleidet, geſpeist und gelehrt, d. h. geſchult. Nach vier Jahren kommt er nach Tübingen in's Convict, oder wie's die Convictoren lieber genannt wiſſen wollen, in's Wilhelmsſtift. Er iſt ſchon ein alter Kerl, öfters etliche und zwanzig Jahre alt. Er trägt einen blauen Rock, den er vom Staate bekömmt, wie die Herren, aber Sprache und Ausſehen laſſen die Abſtammung und Erziehung bis in's 14 — 18te Jahr nicht verkennen. Nun kommt's darauf an, in welche Geſellſchaft er geräth. Iſt er vielleicht einer der erſten und geſcheidteſten in ſeiner Promotion, oder, wie er's nennt, in ſeinem Cours, ſo entfernt er ſich nach und nach von ſeinen roheren Commilitonen und hält ſich an einige wenige gute Freunde. Dieſer darf darauf zählen, daß einmal ein Profeſſor aus ihm wird. Iſt er vielleicht von Haus aus gut mit Geld verſehen, ſo ſucht er bald die Geſellſchaft anderer Studenten auf; er geht auf den Fechtboden, läßt ſich in eine Verbindung aufnehmen, bekommt freiere Begriffe, und wird ein Student, der ſich burſchikos benimmt, ob man ihm gleich an gewiſſen linkiſchen Bewegungen, die er nie ganz ablegen kann, den Convictor noch gewaltig anmerkt. Allein er will kein Convictor mehr ſeyn, er will auch nicht mehr katholiſcher Geiſtlicher werden, darum tritt er aus dem Convicte aus, und ſtudirt Medicin oder Jura, zum großen Leidweſen ſeiner Frau Mama. Unter dieſe beiden Claſſen gehören aber ſehr wenige. Die meiſten leben im höhern Convikt, wie ſie im niederen gelebt haben. Convictor geht nur mit Convictor. Alles bleibt beim Alten. Rohe Späſſe, ſchnelles Saufen, ſchlechte

Kleidung und große Unbeholfenheit zeichnen ihn aus vor allen andern Musenſöhnen, von denen er überdieß nicht einmal die Ehre hat, gekannt zu ſeyn. So lebt er fünf Jahre, von ſeinen Eltern ſpärlich, von dem Pfarrer ſeines Orts, mit dem er oft ſehr nahe verwandt iſt, kaum beſſer unterſtützt. Alſo hinterläßt er Schulden. Nun geht's auf ein Jahr in's Prieſterſeminar nach Rottenburg, wo er ſo eingezogen leben muß, wie ein Mönch, und keinem Vergnügen ſich überlaſſen kann, auſſer wenn er Nachts heimlich zum Kloſter hinausſteigt. Endlich iſt er ein gemachter, d. h. geweihter Prieſter. Wenig Jahre des Vicariatsſtandes reichen hin, ihn zum Geiſtlichen zu promoviren, und nun hat er das Ziel ſeines Lebens erreicht.

Das erſte, was ein katholiſcher Geiſtlicher zu thun hat, iſt, daß er ſich eine Hauſerin, zu teutſch Haushälterin, auch Köchin genannt, anſchafft. Nach dem Geſetz ſoll ſie ihre Vierzig auf dem Rücken haben; allein ſie iſt ſehr oft das einzige Frauenzimmer, das ſich für älter ausgibt, als es wirklich iſt. Ein jeder Vater thut ſich was darauf zu gut, wenn der angehende katholiſche Geiſtliche ſeine Tochter zu ſeiner künftigen Hauſerin erkieſet. Er ſteuert ſie ganz aus, wie man eine Tochter ausſteuert, die im Begriff iſt, zum Altare zu treten, denn mit der Annahme als Hauſerin iſt Verſorgung auf Lebenszeit ausgeſprochen. Wie könnte auch ein Pfarrer ſeine Köchin wieder fortſchicken? Wie wäre das möglich, ohne zum mindeſten — böſe Nachrede zu befürchten? Der hochwürdige Herr iſt im Gegentheil viel abhängiger von ſeiner weiblichen Dienſtbotin, als ein anderer von ſeiner Ehegeſponſin. Bisweilen hat auch der Pfarrer das Haus voll Kinder; es ſind arme Kinder von ſeiner verſtorbenen Schweſter oder ſeinem unglücklichen Bruder, die er zu ſich genommen hat,

um seine Christenpflicht an ihnen zu üben, und die er wirklich mit wahrhaft väterlicher Liebe behandelt. Diesen und seiner alten treuen Gefährtin durch's Leben vermacht er am Ende sein ganzes Vermögen, wenn er welches hat. — Protestantisch darf die Hauserin nie seyn, sonst würde der Pfarrer gesteinigt. Selten tritt der Fall ein, daß eine Schwester, d. h. eine wirkliche Schwester, keine in Christo, oder eine Mutter dem Pfarrer seine Haushaltung versieht. Ein solcher ist meistens ein Gelehrter.

Das Leben eines katholischen Geistlichen ist einfach, und bleibt sich immer gleich. Er steht auf, wenn er mag, und liest seine Messe, wenn's Zeit ist; den übrigen Theil des Tages ißt und trinkt er. Die Hauptsache aber ist der Gang in's Wirthshaus, entweder im Dorfe selbst, oder auswärts. Auswärts geht er nur selten, und wenn er es thut, nie in Gesellschaft der Honoratioren. Er liebt andere Gesellschaft, wo er sich freier und ungenirter betragen kann. Eben deßwegen kommt er auch selten mit andern Geistlichen der Nachbarschaft, protestantischen so wenig als katholischen, zusammen; noch seltener mit den Beamten des nächsten Städtchens. Er mag sich nicht geniren. Um so mehr aber liebt er die Gesellschaft im eigenen Dorfe, so wie er sie im Wirthshaus trifft: Schultheiß, Bürgermeister, Schulmeister und etwa einer oder der andere reichere Bauer sind seine täglichen Genossen.

Ein katholischer Geistlicher von Gemüth und Geist weiß freilich von allem dem nichts; aber er führt auch ein trauriges Leben, wenn ihm nicht gerade die Menge der Vögel, die er hält, oder seine Katzen, oder ein anderer Zeitvertreib Freude gewähren. Ein ewiger Wurm nagt an ihm, das Bewußtseyn, der häuslichen Freuden immer entbehren zu müssen.

21.

Der Dorfschütz.

Der Dorfschütz ist ein Mann von 36 — 50 Jahren. Er ist ein kräftiger Mann von hoher Statur, der immer aufrecht geht. Wenn er einen Auftrag an dich hat, so stellt er sich vor dich hin, als machte er die Honneurs vor dir, als vor seinem Offizier; das macht, er war Soldat, und hat seine Feldzüge mitgemacht oder doch Manövres. Man sieht's ihm auch sogleich an, daß er nicht immer hinter dem Pflug gestanden; seine Art, sich auszudrücken ist eine ganz andere, als bei den gewöhnlichen Bauern. Er ist auch nicht wenig stolz auf seine Bildung, und rühmt sich gerne seiner frühern Laufbahn, absonderlich wenn er etwas zu viel getrunken hat, was alle Tage vorkommt, denn er geht sehr gerne in's Wirthshaus, und schafft sehr gerne wenig oder gar nichts. Das kommt aber alles vom Soldatenleben her.

Eigentlich hat er auch nicht viel zu thun. Denn er ist nichts Anders, als der Amtsdiener des Schultheißen. Diesem muß er die Akten auf's Rathhaus tragen; dessen Befehle muß er ausschellen im Dorfe; dessen Aufträge an das Pfarramt, und an die Gemeinderäthe muß er besorgen. Wenn Amtssitzung, d. h. Gemeinderathssitzung oder Kirchenconvent ist, so steht er im Vorzimmer und erscheint, wenn man klingelt, und bringt die harrenden Kläger oder Angeklagten vor das hohe Gericht. Im Gericht selbst hat er Nichts mitzusprechen; allein er weiß doch Alles, was dort vorgeht; denn er hört die ganze Verhand-

lung vor der Thüre. Oftmals weiß er auch schon zum Voraus, wie gesprochen werden wird; denn er ist nicht selten der geheime Vertraute seines Vorgesezten, des gestrengen Herrn Schultheißen, der ihn über Manches befragt, was der Schütze am Besten weiß. Ist er ja doch mit allen Verhältnissen des Dorfes bekannt auf's genaueste, und hat sich durch seine frühere militärische Laufbahn eine gewisse Routine erworben! Nicht selten ist es sogar der Fall, daß der Dorfschütz den ganzen Magistrat mit sammt seinem Chef übersieht; denn er hat meistens ziemlich viel Verstand, und wenn das Bischen Trinken nicht wäre, und er mehr Geld und liegende Gründe hätte, wer weiß, ob er nicht bald vom Schützen zum Rathsherrn und dann noch weiter avanciren würde. Hat ja doch erst kürzlich eine Gemeinde ihren Bettelvogt zum Schultheißen erwählt, als den anerkannt Klügsten im ganzen Dorfe. Ein großes Beispiel!

Der Dorfschütz ist im ganzen Dorfe beliebt, zwar muß er die Steuern ansagen, und wiederum die Strafen ansagen, wenn jene nicht zur Zeit bezahlt werden; aber er thut dieß auf eine Art, daß man gar wohl sieht, er würde gerne die ganze Geschichte den Betheiligten nachlassen, wenn's nur möglich, d. h. wenn er Herr wäre. Schimpfen die Bauern über die starken Abgaben, so schimpft er auch mit. Da langt's denn Abends immer einen Zutrunk im Wirthshaus, oder man zahlt ihm gar einige Schoppen, die Schoppen gar nicht einmal gerechnet, die er auf Kosten derer trinken darf, die auch einmal mit ihm Soldat gewesen waren. Und wenn vollends der Schultheiß da ist, der läßt ihm gewiß allemal auch einen einschenken. Der Dorfschütz ist daher stets im Wirthshaus. Dieses ist seine eigentliche Heimath; denn Handwerk treibt er kein's, theils weil er keines gelernt hat, theils weil ihm keine

Zeit übrig ist. Auf den Acker kann er auch nicht, denn er weiß ja nicht, wenn der Schultheiß seiner bedarf; und überdieß hat er vielleicht von seinen Feldzügen her noch eine Wunde, die ihn verhindert, irgend eine härtere Arbeit zu verrichten. Das Wirthshaus ist also sein Asyl. Hier besorgt er den Wirthsleuten alles Mögliche und ist besonders gegen Fremde, die etwa einkehren, sehr artig. Dafür rechnet man ihm manchen Schnaps, den er auf seine Kosten kommen läßt, nicht an, und schreibt ihn in's Kamin. Daran thut der Wirth sehr wohl, denn er würde doch nichts bekommen. Vom Bezahlen ist nemlich der Dorfschütz kein Freund, aus einem ganz einfachen Grunde, weil er kein Geld hat, und seine Stelle ihm blutwenig trägt.

Der Dorfschütz ist der Witzling des Dorfes und zugleich der Mäcen. An ihn wenden sich gleichsam als Fürsprecher alle herumziehenden Künstler, die eine Komödie aufspielen oder Seil tanzen oder Reiterkünste zeigen wollen, und er empfiehlt sie sodann dem Schultheißen. Er hat daher wie ein Theatercritiker stets freie Entrée. Giebt's im Dorfe eine Merkwürdigkeit zu sehen, z. B. die Kirche oder das Schloß, so ist es wieder nur der Schütze, an den man sich zu wenden hat; er ist daher auch stehender Cicerone. Wenn im Dorfe etwas losgeht, so muß er dabei seyn. Hauptsächlich hat er zu thun im Anfang des Winters. Da muß er den Pelzmärten machen, mit dem man die Kinder schreckt als wie mit einem Popanze, welcher Sitte Ursprung in uralten egyptischen Zeiten zu suchen ist. Und diesen Pelzmärten spielt er so gut, daß man ihn wirklich nicht für einen verkleideten Bären, sondern für diesen selbst halten könnte, und die Kinder bekommen fast Gichter ob seinem tiefen Basse und seiner fürchterlichen Erscheinung, und sie unterlassen lange Zeit

alle Unarten, ſobald man ihnen mit dem Pelzmärten droht.

Der Dorfſchütz iſt ſehr mager und ſtirbt meiſtens an der Lungenſchwindſucht, was hauptſächlich daher kommt, daß er bei allen Verſteigerungen und Verkäufen den Ausrufer macht.

22.

Der Hochadelige.

Der Hochadeliche in Württemberg ist entweder ein Jäger, oder ein Militair, oder ein Stallmeister, oder beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, oder Hofdiener. Das Oberhaupt der Familie ist Mitglied der Pairskammer, d. h. der ersten Kammer, und hat Hoffnung, Vicepräsident oder gar Präsident zu werden. Etwas muß der Hochadelige seyn. Denn ohne ein Amt ist man in Württemberg gar nichts, ein Titel aber ist Geldes werth; und dann steht's oft mit der Baronie, mit der Grafschaft, mit dem Fürstenthum so sonderbar, daß — daß diese Baronie, diese Grafschaft, dieses Fürstenthum fast nicht mehr als eine Titulatur von Alters her ist, und ein Amt, besonders wie der obengenannten Eines bringt doch Geld, und man braucht gerade nicht so erschrecklich viel zu wissen, denn alle jene Aemter, nach denen er strebt, erfordern mehr äussern Glanz, als innere Kenntnisse; mehr vornehmes Auftreten, als durchdachte Auffassung.

Nichts kann den Hochadelichen mehr ärgern, als wenn ein Bürgerlicher Oberförster, oder Oberforstmeister, oder Obrist, oder General, oder Attaché bei einer Gesandtschaft oder gar Minister wird. Es kömmt dieß nun zwar äusserst selten vor, aber wenn's vorkommt, so ist es nicht zum Aushalten. Das Portefeuille nun können sie seinethalben noch haben, wenigstens das Portefeuille der Justiz, der Finanzen und der innern Angelegenheiten; denn ein Portefeuille des Cultus gibt es bei uns nicht, weil die

Kirche wie die Polizei als ein Ingredienz der innern Staatsangelegenheiten betrachtet wird. Aber das Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs gebührt ihnen offenbar nie, so wenig als der Titel Minister. Hat ja doch ein Minister eine Besoldung von 10,000 fl. und eine Pension von 4,000 fl.! und könnte es da nicht so einem bürgerlichen Roturier einfallen, gar ein Haus machen zu wollen, während dieß doch allein dem Hochadelichen gebührt? Darum, der Bürger bleibe bei seinen bürgerlichen, die höhern Staatsstellen aber sind ein Privilegium des Adels!

Allein mit dem „ein Haus machen" geht's bei den Hochadelichen in Würtemberg nicht gar hoch her. Höchstens ein Paar Familien sind dieß im Stand; und eben weil's nur ein Paar können, kommt's nicht oft vor, und vornehmere Fremde lassen sich daher keine hier nieder, weil sie in München und Wien mehr treffen, die ihres Gleichen sind und ihnen es gleich thun können. Wenn daher hier ein hohes Haus ein Soupée gibt, oder einen thé dansant, so ist die Gesellschaft nicht streng abgeschlossen; leider sind die Verhältnisse so, daß immer ein bürgerliches Pack mit unterlaufen muß. Denn da ist ein Staatsrath, der viel Einfluß hat, da ein Hofrath, der Schriftsteller ist, dort ein Präsident der Abgeordneten-Kammer, der nicht vernachlässigt werden darf — ach! alle diese müssen auch aufgenommen werden unter die Vollblutsabgestammten — Saul unter die Propheten —; aber da sey wenigstens Gott vor, daß Einer erschiene, der nicht mindestens durch irgend ein Kreuzchen „von" wäre. Denn wie sollte man ihn sonst anreden? Ohne „von" keine Entrée, und wenn das „von" erst bei der Entrée der Person auf den Rücken geheftet werden müßte.

Der Hochadeliche hat Manches vor andern Menschen vor-

aus. Er darf Sporen tragen, ohne daß er sich ein Reitpferd hält, und wenn er auch gar nicht reiten könnte; er darf, auch schon als alter Mann, doch immer als Stutzer und Roué gekleidet seyn, ohne daß es mehr auffällt, als bei einem Schauspieler die falschen Waden; und endlich darf er mit jedem Kindsmädchen auf offener Straße reden und braucht sich deßhalb nicht zu schämen, und wird von Niemand ausgelacht, und kein Mensch sucht mehr dahinter, als er selbst dahinter sucht.

Der Hochadeliche spricht mit seinen Standesgenossen blos französisch, mit einem Bürgerlichen, der vielleicht besser französisch kann, als jener Standesgenosse, blos Deutsch. Sein Benehmen gegen diesen ist stets würdevoll, herablassend, der Bürgerliche ist aber stets stolz, auch auf den herablassendsten Gruß, und wenn er auch gegen seine Bekannten das Gegentheil behauptete.

23.

Der Schulerbube.

Es iſt eine harte Zeit, die Zeit des Schulgehens. Was man da Alles lernen muß! Leſen, Schreiben, Rechnen, Religion, ja ſogar Geſchichte, Geographie und dergleichen gelehrte Sachen. Zu was brauche ich das Alles? frägt der Bauernknabe, und wird ſehr unwillig. Er gienge viel lieber auf den Acker mit dem Vater, oder in's Holz mit der Schweſter, oder auf die Waide mit dem ältern Bruder. Die härteſten Arbeiten wollte er gerne verrichten, wenn nur das leidige Lernen nicht wäre. Für was ſoll denn auch das Alles in den Kopf hinein? Er wird ja doch ſpäter ein Bauer oder ein Weingärtner, und da wär's doch genug an dem Einmaleins und wenn er ſeinen Namen unterſchreiben könnte! Darum wird er auch eigenſinnig, weil die Andern ſo eigenſinnig ſind, ihn zum Lernen zu zwingen, und er lernt ſeine Aufgabe ſelten, oder nie, und läßt ſich lieber prügeln. Viel Schläge machen am Ende hartſchlägig, und wenn man die Prügel einmal gewohnt iſt, ſo ſpürt man ſie kaum mehr.

Seine größte Seligkeit iſt die Hoffnung auf's vierzehnte Jahr. Denn da kommt er aus der Schule, da wird er confirmirt. Was muß das für eine Freude ſeyn, wenn man die großen Buben, die ledigen Burſche nachmachen darf! Wenn man, wie ſie, in's Wirthshaus ſitzen kann, und einen Schatz hat, und Abends auf den Gaſſen jodelt, und auf der Kirmeß mittanzt! Wenn nur das vierzehnte Jahr ſchon da wäre! Doch die Zeit bis dahin hat auch ihr Angenehmes. Wie oft gieng man hinter die Schule

und schnitt sich im Walde Gerten zu Peitschen, oder nahm Vogelnester aus? Und wie vergnügt war man, wenn die Schule aus war, und man Ball spielte, und sich tüchtig herumtummelte, oder halb todt warf im Winter mit den Schneeballen! Und wie freute man sich auf die Vacanztage. Wie manchen Schabernack spielte man dem Schulmeister. Welch' ein Gaudium war es, alle Sonntage in die Kirche läuten zu dürfen und sich vom Glockenseile schaukeln zu lassen! Und dann kam der unschuldige Kindleinstag, und Pfefferruthen wurden geschnitten, und truppenweise zog man herum in den Häusern, und drang in die innersten Gemächer, und pfefferte den Leuten, absonderlich den Mädchen, an die Waden und an die Hände und in's Gesicht, und ärntete statt der Schläge noch gute Bissen und Kuchen! Und dann kam der Klöpflestag, oder eigentlich die drei Klöpflestage, d. h. die drei Tage vor der Geburt des Heilandes, wo in alten, alten Zeiten die Christen herumgiengen, und weil sie sich's noch nicht laut sagen durften, nur leise an den Fenstern einander klopften, zum Zeichen, daß die Zeit der Geburt des Heilandes wieder gekommen sei, eine Sitte, die so wenig vergessen worden, daß um diese Zeit die Buben den Müttern Erbsen stehlen, so viel sie können, und Abends herumschleichen um die Häuser, und wo ein Laden offen ist, an die Fenster hin bombardiren, daß die Scheiben klirren, und gar oft auch eine zerbricht, und dann davon rennen, auf daß sie Niemand erwische! Wenn man aber einen erwischte, so kaufte der sich los durch erheuchelte Thränen und falsche Namensangebung, und freute sich nachher mit seinen Kameraden, sich durchgelogen zu haben. Und dann kam der Christtag selbst mit seinem mit Lichtern besteckten Bäumchen, das man Tags zuvor im nahen Tannenwalde gestohlen, und mit den goldgefirnißten Nüssen

und Aepfeln und Kuchen und ſonſtigen Gaben, und endlich auch noch der Neujahrstag mit ſeinen neuen Kleidern. — Es war doch eine ſchöne Zeit, die Zeit der Schuljahre.

Der Schwabe denkt noch oft an dieſe Zeiten zurück, auch in ſpäteren Jahren. Und wer ihm ein guter Kamerade war in der Schule, der bleibt's ihm auch als Jüngling und als Mann. Wenn nur die Sonntagsſchule nicht wäre! Denn iſt das auch Recht, daß Einer, der ſeine Kenntniſſe bewieſen bei der Confirmation, noch fernere vier Jahre wenigſtens einmal in der Woche noch Schulerbube ſeyn muß, und gerade am Sonntag, wo man ſo gerne frei hätte, und mit den Andern über Feld gienge oder in's Wirthshaus! 'S hat Alles ſein Schlimmes, auch die Zeit nach der Confirmation.

24.

Ein öffentliches Stuttgarter Mädchen.

Da liegt ſie nun auf dem Siechbette des Katharinenhoſpitals, bleich und abgezehrt und ſtieren Blick's, und aus den hohlen Augen und dem vergelbten Geſichte und den eingefallenen Zügen ſcheinen Noth und Elend und Krankheiten aller Art hervor. Kein Menſch bekümmert ſich um ſie, kein liebender Verwandter ſteht an ihrem traurigen Lager, keine Thräne des Mitleids fließt für ſie, die ein Gegenſtand des Ekels und Abſcheues geworden. Nur manchmal, wenn's an der Zeit iſt, kommt der Wärter, den ſie nicht einmal belohnen kann, und wenn der menſchenfreundliche Arzt nicht wäre, und die vortreffliche Einrichtung der Anſtalt, ſie müßte vor Elend verkümmern.

Einſt war ſie jung und ſchön. Ach! es war eine ſchöne Zeit, da ſie jung war und ſchön! Freude im Vollauf, Geld im Vollauf, gutes Leben im Vollauf, Putz im Vollauf, es war eine ſehr ſchöne Zeit. Sie kam als junges Mädchen in die Stadt, oder auch, ſie war eines ehrſamen Bürgers Tochter. Sie war nicht übel erzogen, vielleicht die geſcheidteſte und gebildetſte ihrer Schweſtern, die ſchönſte in jedem Falle. Sie verdiente ihr Brod mit Arbeiten: mit Nähen, Stricken, Waſchen. Oder ſie war Kindsmädchen. Ihr Geſicht war roth und weiß, wie Milch und Blut, und an dem Weißen des Auges bemerkte man jenes zarte Blau, das der Reiz iſt der kindlichen Unſchuld. Aber ſie ſah ſo gerne in den Spiegel, und ſie fand, daß ſie hübſch ſei, und der Sohn des

Hauſes ſagte es ihr zum Ueberfluß zwanzigmal des Tages, oder, wenn er's nicht ſagte, ſo ſagte es ihr der Obermann bei der Garde, oder der Fourier bei den Feldjägern. Und ſie liebte ihn ſehr, und ſetzte ſich ſeinetwegen manchem Tadel und Zank ihrer Herrſchaft aus, und opferte ihm manche Stunde, bald auch noch mehr. Dafür aber ſchenkte er ihr manch' ſchönes Halstuch und manches Ringlein und eine herrliche Haarſchnur mit einem goldenen Kreuze. Wie ſtand ihr das Alles ſo lieblich! Und ſiehe da: der Teufel des Putzes zog in ihr Herz, und der Hochmuth der ſchönen Kleider erfaßte ſie und erfüllte ſie gänzlich, und bald war es nicht mehr blos der Sohn des Hauſes, nicht mehr blos der Obermann der Garde, es war auch wohl noch ein Anderer, der ſich ihr freundlich nahen durfte in mancher Stunde der Dämmerung und manchmal auch wohl der Nacht, wenn's Winter war. Ein vornehmer Herr hatte ſie geſehen, ein Herr mit einem Orden im Knopfloch, vielleicht ein in Civil gekleideter Offizier, oder ein Geſandſchaftsſecretair, oder ein privatiſirender Baron, und ſie hatte Gnade gefunden vor ſeinen Augen, und ſein feines Benehmen und ſein Schnurrbart vor den ihrigen. Selbſt konnte er zwar nicht immer mit ihr ſprechen, die Gelegenheit war ſo ſelten günſtig; aber er hatte einen Chargé d'affaires, einen weiblichen Bevollmächtigten, eine alte Frau, die ſich gerne gegen Erkenntlichkeit zu dieſem Dienſte verſteht, und dieſe kam zu ihr, oder hielt ſie auf der Straße an, und ſprach mit ihr; und nach langer Unterredung ward der Antrag gemacht, und noch einmal gemacht, und immer wieder gemacht und — immer von Neuem zurück gewieſen. Aber die Einladung war zu lockend. So viel auf einmal, und für eine einzige Stunde! Sie wollte lange nicht, ſehr lange nicht, aber er liebte ſie ja ſo ſehr, und es erfährt's

Niemand, keine Seele! Sie kann Morgens um 8 Uhr zu ihm kommen, um die Zeit, da sie ohnehin einen Ausgang zu machen hat, und es fällt nicht auf, wenn sie in seine Wohnung geht, gerade weil's Tag ist, und es wohnen noch mehr Menschen in jenem Haus. Wer sollte da nicht eher an einen Auftrag denken, als an Liebe? Wie viel Staat aber kann man nicht kaufen von dem vielen Geld? Ja sie kommt. — Und sie kommt nicht blos dießmal, sie kommt noch einmal, sie kommt mehrmal. Wie angenehm wäre es, wenn's immer so fortdauern könnte? Aber der vornehme Herr hat wieder eine Andere gesehen, die ihm auch gefällt und besser gefällt, weil's etwas Neues ist, und sie wird abgedankt. Was nun thun? An die Ausgaben ist sie gewöhnt, an den Putz, an so manchen Genuß, denn nicht selten war sie im Stande, auch ihrem Nebenliebhaber Geld vorzustrecken, daß er sie zum Tanze führe, oder nach Gaisburg und Gablenberg zur Musik in den Garten. Ei! was braucht man da zu fragen? Der Gelegenheiten gibt's die Menge. Sie braucht sie nicht zu suchen. Wiederum naht sich ihr eine Frau, eine honnete Frau; die hat verschiedene Mädchen im Hause, oder auch nicht im Hause, sondern nur darüber zu disponiren; und wenn ein ordentlicher Herr bei dieser Frau eingeführt wird und honnet bezahlt, so ist sie gerne erbötig, ihm eine Gesellschafterin zu suchen auf einen Abend oder auf ein paar Stunden, und die Gesellschafterin gibt ihr dann wieder einen bestimmten Theil des Präsentes, das sie von dem Herrn bekommen. Warum soll sie nicht zu dieser Frau gehen? Wiederum erfährt's Niemand, als nur wenige Herren, und die sind verschwiegen. Ach! wie fröhlich ist nun wieder das Leben! Zwar sind's oft solche, die ihr nicht genehm sind, alte und häßliche Kameraden, aber was thut's, zahlen doch

dieſe am beſten! Und kommt nicht Alles wieder herein in der Stunde, die man mit dem Geliebten, der nichts bezahlt, allein iſt? Denn bereits iſt ſie aus dem Dienſthauſe fort gegangen, oft nicht einmal freiwillig, und lebt nun auf eigene Koſten in einer eigenen Privatwohnung, angeblich vom Verdienſte, den ihr die Nadel gewährt. Oft iſt ſie auch bei den Eltern, oder einer Tante, die aber natürlich von Allem nichts wiſſen, oder auch nichts wiſſen wollen. Und damit Niemand etwas merke, hat ſie, wie ſchon geſagt, ihren förmlichen Liebhaber aus ihrem Stande, der am Sonntag mit ihr eine Parthie macht. Und alle die ſchönen Sachen, die ſie ſich anſchafft, kommen von ihm her; ſo ſagt ſie zu Verwandten und Freundinnen. Fragt aber er ſie, ſo hat ſie ſich Alles ſauer verdient, weil ſie oft bis in die ſpäte Nacht hinein arbeitet. Was ſoll er aber lange fragen? Iſt ſie nicht ſo gut gegen ihn, und unterſtützt ihn mit ihrem eigenen Gelde und ſauer erworbenen Lohne? Dieſes Leben dauert ſehr lange, oft 6 bis 8 Jahre lang. Und nicht ſelten gibt ſie es ſelbſt auf, weil ſie ſich mit ihrem Geliebten verheirathet. Oft trifft ſich's auch, daß Einer, der viel Geld hat, ſich in ſie verliebt und ſie mit ſich nimmt in ſeine Heimath und auf immer für ihren Unterhalt ſorgt. Manchmal macht ſich's, daß ſie eine große Reiſe machen darf mit dieſem oder jenem, und hie und da unternimmt ſie ſelbſt eine Bildungsreiſe nach Mannheim, oder München, oder Cöln, oder Frankfurt. Aber es kommen die ſchlimmen Jahre der Dreißiger, und die Schönheit iſt etwas abgegriffen, wie die abgeſchätzten Viertelskronen, und es will Niemand mehr einen rechten Gefallen an ihr finden, ſo ſehr ſie ſich auch durch gutes Getränke und noch beſſeres Eſſen zu erhalten geſucht hat. Die gute Mutter, wie ſie ſie nennt, kann ſie nicht mehr recht brauchen, ſie wird ſelbener und

immer seltener begehrt, und am Ende bleiben die Nachfragen ganz aus. Die Herren aber, welche sie früher immer zu besuchen eingeladen war, die, welche sie früher immer mit offenen Armen aufgenommen, bei denen sie so manch' leckeres Frühstück eingenommen, so manchmal die Nacht durch geschwärmt hatte, die haben jezt nicht selten die Thüre verschlossen, wenn sie anklopft, oder wenn sie unangeklopft eintritt, so sind sie kalt und nicht vom Fleck zu bringen, und haben nothwendig zu thun. Das sind schlimme Vorbedeutungen, aber noch ist nicht Alles verloren. Nun macht sie sich an die Lohnlaquaien und Hausknechte, und diese verschaffen ihr Bestellungen. Fast alle Nacht hat sie jezt das Glück, in diesen oder jenen Gasthof geholt zu werden und diesen oder jenen Reisenden zu beglücken, an welches Glück oft sie, oft er vier Wochen lang denkt. Der Ertrag ist zwar nicht mehr so splendid, aber doch ist's noch ein erträgliches Auskommen. Aber noch ein Paar Jahre, und auch die Lohnlaquaien und Hausknechte bleiben aus, und sie weiß oft nicht, womit sie ihren Durst löschen und ihren Hunger stillen soll. Da geht sie denn aus des Abends, wenn die Sonne verschwunden und dem nächtlichen Treiben Thür' und Thor geöffnet ist. Alle ehrlichen Mädchen und Frauen gehen um diese Zeit nur mit einer Laterne über die Straße, auch wenn Mondenschein im Kalender steht, sie aber durchwandert still und lautlos und einsam die Straßen, in ein farbiges Kleid gehüllt, damit sie um so besser erkennbar sei, und wohl ein Duzend mal passirt sie an Einem Abend den Weg vom Markt bis in die Hauptstädterstraße, und erwartet mit Sehnsucht die Anrede eines vorübergehenden Herrn: „Wohin noch, mein schönes Mädchen?" Zwar thut sie oft arg spröde, besonders Anfangs, und steht nicht Jedem Rede, aber die letzte

Scham verliert sich bald vollends. Mag kommen, wer da will: Soldaten oder Studenten, Handwersburschen oder Buchdrucker, Große oder Kleine, Schmutzige oder gut Gekleidete, Alles und ein Jeder ist ihr recht, wenn's nur etwas einträgt. Sie ist sehr weit herunter gekommen! Da erfaßt sie wohl auch einmal die Polizei, wenn sie's gar zu arg und öffentlich treibt, und sie kommt auf ein Paar Monate in's Arbeitshaus nach Rottenburg. Aber als ärgere Sünderin kehrt sie wieder. Mehr als jezt kann sie nicht mehr herabsinken. Krankheiten aller Art suchen sie heim, und sie hat nicht mehr das Geld, wie früher, einen Arzt kommen zu lassen, und ein Paar Wochen eingezogen ihrer Cur zu leben, sondern sie muß immer und immer wieder Geld verdienen, und eine Menge derer, die mit ihr zu thun hatten, leidet bald an demselben Uebel. Endlich ist ihr Körper ganz ruinirt. Sie siecht dahin. Kraft, Jugend, Schönheit, der letzte Sinn für Weiblichkeit ist längst begraben. Nun hat sie nur noch eine einzige Zuflucht, das Krankenhaus, und wohl ihr, wenn sie dort bald der Tod von ihren Leiden erlöst; denn wird sie wieder gesund, so ist ihr Zustand noch ärger als zuvor. Nichts kann sie mehr verdienen, denn ihre Hände sind nicht mehr geschickt zum Arbeiten, und wer wollte sie auch zur Magd nehmen, die Gesunkene, die nie mehr auferstehen wird? Den Tag weiß sie nicht, wovon sie den andern leben soll. Allmosen betteln und — Stehlen ist nun ihr Loos.

So weit hat es das schöne Mädchen gebracht, das unschuldige Kind mit dem Grübchen im Kinn, und den vollen Wangen, und dem fröhlichen Lächeln auf der glatten Stirne und den schalkhaften Augen! Denn in den Zeiten des Flors ward nichts gespart; Alles gieng auf im Genuß, im Putze; und später war ein Stück nach dem andern

verkauft und versetzt und nie mehr eingelöst worden. Nur selten geschah es, daß sie, als Mädchen noch zur Besinnung gekommen, das schlimme Handwerk aufgab, noch ehe der letzte Hauch von Blüthe von ihrem Antlitz verwischt war, und sich ein Paar Zimmer miethete und von dem Ersparten köstlich einrichtete und sich ein Paar Gespielinnen oder Töchter einthat, und den jungen Herren Besuche bei denselben gestattete, und eine angesehene Matrone ward, der man es kaum ansah, daß sie selbst früher stark mitgemacht hatte, und ihres Einkommens wegen einen Mann bekam, dessen Name sie wieder zu Ehren brachte.

Die Polizei ist ihr abgesagtester Feind; ihre einzige Hoffnung ist Gewerbsfreiheit.

LIBRARY.

25.

Der Herr Prälat.

Der Herr Prälat iſt nothwendig ſehr frumm, ſehr gelehrt und ſehr geiſtreich. Das bringt ſein Amt mit ſich, obſchon das Leztere nicht immer von Allen geglaubt wird. Seinen Namen hat er noch von der katholiſchen Zeit her, ob er gleich durch und durch Proteſtant iſt, d. h. Lutheraner, d. h. Anhänger der Formula Concordiæ. Pietiſt, d. h. eigentliches Mitglied der Secte, darf er nicht ſeyn. Er bekennt ſich auch nie förmlich zur Secte, innerlich aber hält er es meiſt mit ihnen, ſchon deßwegen, weil gar viele Pfarrer Pietiſten ſind und ihm einen ſchönen Namen machen würden in der Verſammlung der Frommen. Wiederum ſind aber ihm zu liebe viele Pfarrer Pietiſten, um gut angeſchrieben zu werden beim Conſiſtorium. Sein eigentlicher Name iſt Generalſuperintendent, und dadurch unterſcheidet ſich der wirkliche Prälat vom Titulatur-Prälaten, dem man die wirkliche Würde nicht geben konnte und der mit dem Namen zufrieden iſt.

Der Prälat hat als Generalſuperintendent den Decan zu viſitiren, wie dieſer ſeine Pfarrer, ferner auf den Synoden ein thätiges Mitglied zu bilden und in der Abgeordneten-Kammer zu ſitzen. Die Viſitationen ſind nicht ſehr beſchwerlich. Wenn der Herr Prälat zum Herrn Decan kommt, ſo ſetzt er ſich prälatenmäßig auf den Sopha, und der Herr Decan, ſein Jugendfreund, ehrerbietig daneben auf den Seſſel, dann ſieht der Erſtere die Bücher durch und nimmt täglich ſeine 10 fl. ein. Auf der Synode hat er mehr zu thun. Da werden alle kirchlichen Einrich-

tungen besprochen, Abänderungen vorgeschlagen und Alles dem Consistorium vorgelegt. Auch ist die Synode da, um das Consistorium zu controliren, und darum ist es eine sehr weise Einrichtung, daß einzelne Generalsuperintendenten zugleich Mitglieder des Consistoriums sind! Die größte Thätigkeit entwickelt der Herr Prälat auf dem Landtag. Eigentlich gehörte er in die erste Kammer, wie dieß in England der Fall ist, er sitzt aber in der zweiten, in der Kammer, deren Mitglieder vom Volk gewählt werden sollen. In allen Dingen ist er auf Seiten der Regierung, nur in zweien nicht, in Beziehung auf die Preßfreiheit und in Beziehung auf das Kirchengut. Die erste muß er verlangen, weil er schon selbst ein Buch geschrieben, und das Zweite verlangt er heraus, nicht aus selbstsüchtigen Gründen, etwa deßwegen, weil er ein kleiner Regent würde, wenn die Kirche ganz selbstständig wäre, nein, bloß deßwegen, weil's in der Verfassung versprochen ist. Es ist aber auch noch Anderes versprochen, und darum bekümmert er sich nichts. Ausser über diese zwei Punkte hält er selten längere Reden, mitunter auch deßwegen, weil er von Verwaltungs- und Gesetz-Gegenständen nicht so viel versteht, als er sich die Miene geben kann, wenn er schweigt. Hie und da ist er auch gewitzigt, weil er sich schon ein klein wenig vergaloppirt hat. Wenn er aber einmal spricht, so ist er hartnäckig, bis zum Eigensinn hartnäckig, und gibt durchaus nicht nach. Die Rede ist dann häufig mit lateinischen Floskeln geschmückt, das sonstige Undeutsch nicht zu rechnen.

Der Herr Prälat ist nie unter fünfzig Jahren alt. Er war der Erste oder einer der Ersten in seiner Promotion, immer aus guter Familie, später Repetent, dann Helfer, weiter Special oder Professor und schrieb eine theologische Abhandlung, oder sonst eine geistreiche Schrift, die wo

472863

möglich auf Befehl in den Schulen oder Pfarrbibliotheken angeſchafft werden mußte, oder doch wenigſtens vom Conſiſtorium als höchſt brauchbar empfohlen wurde.

Der Herr Prälat iſt ſehr böſe darüber, daß ihm ſein Wein meiſt nicht mehr in Natura geliefert wird. Er erhielt ſtets vom beſten im Lande.

26.

Der Schulprovisor.

Es gibt keine stolzere Nation auf Erden, als die englische, und keinen stolzeren Menschen, als einen Schulprovisor. Sie wissen nicht, was ein Schulprovisor ist? Das will ich Ihnen erklären.

Ein Schulprovisor ist ein Mensch, der einst Schulmeister, oder, wie er es lieber hört, Schullehrer werden will, ein Candidat des Unterrichtswesens: Lehrer, Executor und Meßner zugleich.

Lehrer: denn er muß den Kindern Unterricht geben im Lesen, Schreiben und Rechnen; Executor: denn er muß ihnen Tatzen austheilen, sie mit Ohrfeigen regaliren und ihnen die Hosen spannen, auch wenn sie keine haben; Meßner: denn er muß Werktags die Glocke zur Vesper und Ave Maria läuten und Sonntags den Pfarrer um das Kirchenlied fragen, wenn's nämlich der Schulmeister nicht selbst thut.

Warum sollte ein solcher Mann nicht stolz seyn? Hat er doch etwas gelernt! Oder war er nicht in Eßlingen im Seminar? Hat er nicht gelernt Pädagogik, Mathematik, Physik, Naturgeschichte und auch etwas von Mineralogie, Alterthumskunde und Theologie? Mußte ihm da nicht das Schreiben und Rechnen und Lesen und Singen und Orgelspielen — Nebensache seyn? Hatte er doch höhere Dinge im Kopfe! Darum ist aber auch der Herr Provisor der erste Mann im Dorfe, nämlich nach seiner Meinung. Oder meinst du vielleicht der Schultheiß? — Der Bauernlümmel und Schreibersknecht. — Der Schul-

meiſter? — Nun! das iſt doch gewiß ein Dummkopf gegen ihn; der alte Schulmeiſter, der Alles noch auf die alte Manier treibt, der nie in Eßlingen war, der nichts verſteht, als ſeine Schulfächer, und nichts von dem, von was er nichts zu wiſſen braucht, den wird er doch wohl über die Achſel anſehen dürfen? — Aber doch der Pfarrer? Ja! der wohlweiſe Herr, der will freilich Alles beſſer wiſſen, weil er Pfarrer iſt und Schulinſpector; aber, das Bischen, das der weiß, das weiß der Proviſor auch und noch weit mehr; und laſſet ihn einmal ſtatt jenem auf die Kanzel ſtehen, da werdet ihr erſt hören, wie man predigen ſoll!

Eins iſt zwar niederſchlagend für den Herrn Proviſor, die geringe Beſoldung. Denn wenn er Koſt und Logis auch zu 100 fl. anſchlägt, ſo hat er im Ganzen doch nur 124 fl. Da muß er freilich durch Privatſtunden noch einige Kreuzer zu verdienen ſuchen, wozu ſich ſein Ehrgefühl nicht gerne verſteht. Aber was thut's? Wird nicht das Genie überhaupt oft verkannt? Muß nicht die Nichtanerkennung des Verdienſtes die Achtung vor ſich ſelbſt erhöhen? Darum — ein wahrer Proviſor vergibt ſich nichts, auch wenn er um geringen Lohn arbeitet. Erhielt ja doch auch Wilhelm Hauff für ſeine Memoiren des Satan nur 50 fl.! Darum — ſein Gang iſt aufrecht, der Kopf erhaben, auf der Naſe eine Brille; kein Menſch iſt ihm recht, keine Einrichtung gut; die Bauern ſind ungebildete dumme Menſchen, mit denen er keine Gemeinſchaft haben kann; darum iſt ſeine Geliebte kein Bauernmädchen mit ſeinen Wieſen und Aeckern, ſondern der Gutsherrſchaft Kammermädchen, das hübſch franzöſiſch gekleidet iſt und Romane lieſt, oder des Pfarrers gebildetes Kindsmädchen, wenn's auch kein Geld hat; darum ſitzt er im Wirthshauſe an einem andern Tiſch, abgeſon-

dert von der übrigen Gesellschaft, dem Pöbel, aber dennoch hat nur er das Wort, und seine pfiffige Miene und sein verständiger Blick zeigen genügsam, wie tief die Andern in ihrem Urtheile noch hinter der Wahrheit stehen; denn er spricht zu Jedwedem in seinem Herzen:

Wiss' er,
Daß ich als Provisor
Alles besser weiß als er.

27.

Die Zigeunerfamilie.

Diogenes brauchte einen geringen Raum zu seiner Behausung, ein Faß, oder vielmehr eine Art Zuber, denn es hatte nur Einen Boden. Eine Zigeunerfamilie braucht noch weniger Raum. Ein zweirädrigter Karren, dem Kasten nicht unähnlich, der den Schäfer beherbergt, wenn er auf freiem Felde mit seiner Heerde campiren muß, ist Alles, was der Zigeunerfamilie nöthig ist. Der Karren ist mit Stroh gefüllt, und im Stroh herum liegen die kleinen Zigeunerbuben und Zigeunermädchen; sie sind im bloßen Hemde, manchmal auch ganz nackt. Vor dem Karren in einer schwerfälligen Lanne steht ein kleines Pferdlein mit hervorstehenden Knochen und dickem Kopfe und langen Haaren, und das Pferdchen zieht alle Habseligkeiten der Familie und oft diese selbst mit bis auf den Hausherrn, einen kräftigen Mann, mit einem dichten schwarzen Barte, der das Pferdchen führt und mit der Peitsche antreibt. Und so ziehen sie herum, Jahr aus, Jahr ein, Winter und Sommer, im ganzen Lande.

Früher war es freilich anders, noch vor wenigen Jahrzehnten! Da hatten sie ihre Hütte im Walde aufgeschlagen, und wohnten zusammen in großen Familiencirkeln, und eine Obrigkeit war da, der große Zigeunerkönig, der Hauptmann der ganzen Bande, der Vornehmste aus uraltem Stamme, und neben ihm die Zigeunermutter, das uralte Weib, die Aelteste von Allen, die die Gabe der Weissagung hatten. Und von dem großen Walde aus, den sie noch mehr vermissen, als ihr ursprüngliches Heimathland, Indien oder Egypten, wurden die Jungen und

die Mädchen und die Frauen und die Männer ausgesandt, daß sie sich mischen unter die anderen Menschen, und erwarben, was sie erwerben konnten auf jede mögliche Weise, durch Handeln und Kaufen und Verkaufen und Betrügen und Stehlen, und wenn sie heimkehrten, so war großes Fest und ein gemaustes Häslein oder Rehlein ward gebraten an einem hölzernen Spieße, und die zurückgebliebenen Zigeunermädchen herzten die auf Beute ausgegangenen Bursche, die gar vielerlei Gefahren bestanden haben wollten unter den fremden weißen Gesichtern und sich gar heldenmüthig stellten, ob sie gleich nur listige Spitzbuben waren. Nun aber hat sich die Scene so sehr geändert. Mit Hetzhunden und Büchsenschüssen wurden sie aus ihrem grünen Asyle vertrieben. Denn die Regierung wollte keine Unterthanen, die auf ihre Faust unter eigenen Gesetzen lebten, ohne Abgaben zu zahlen, und die rohen Jäger hezten sie wie die wilden Thiere, und ein Gesetz erschien, wornach sie bürgerlich seyn sollten in irgend einer Ortschaft, und ehrliche Handthierung treiben und ihre Kinder taufen lassen, weil sie bis jezt Heiden gewesen. So gar streng wird aber das Gesetz nicht befolgt. Wohl hausen sie jezt manchmal die strengste Winterzeit über in einem Dorfe des obern Schwarzwalds und ihre Kinder werden in's Taufregister eingetragen; aber ihre alten wilden Sitten und ihre alte Religion und das herumstreifende Leben und ihr altes Handwerk haben sie nicht vergessen. Darum ziehen sie auch jezt noch herum mit Sack und Pack auf die oben beschriebene Weise und leben lieber kärglich und elend, als daß sie einem Fremden dienten und ihr Brod erwürben im Schweiße ihres Angesichts.

Siehe! jezt ist der Karren bei einem Dorfe angekommen. Unter einer alten Linde wird Halt gemacht. Dem armen ausgehungerten Pferdchen wird Heu und Stroh

vorgeworfen, oder darf es ſich an dem Raſen des Chauſſeegrabens erluſtiren; und der pater familiäs, ein kräftiger Mann, dem das alte zerriſſene Reitercollet, oder ein mit Schnüren beſezter polniſcher Rock, beides geſchenkt oder auf ſonſtige Art wohlfeil erworben, muthig zu dem ſchwarzen Geſichte ſteht, öffnet den Kaſten und heraus ſteigt alsbald die ganze Familie, Frauen, Buben, Kinder. Alles eilt zu ſeinem Geſchäfte. Der Mann mit dem älteſten Sohne ſetzt ſich und ſchnizelt künſtlich in Holz allerlei zur Haushaltung gehörige Werkzeuge, als Löffel, Gabeln u. ſ. w., und geht dann in's Dorf, und läßt ſich die zerbrochenen Keſſel und Pfannen geben und macht ein Feuer und flickt ſie behender als ein gelernter Kupferſchmied. Denn er iſt ein großer Künſtler und Beſtler. Die Frau bringt zuerſt die Kinder in Ordnung; dann macht ſie ſich auf den Weg. Auf ihrem Rücken trägt ſie, in ein großes Leintuch gewickelt, wie in einem Schnappſack hängend ihr jüngſtes Kind, das ſie nicht allein laſſen kann, und das noch zu jung iſt zum Gehen, und ſie geht von Haus zu Haus und bietet ihres Mannes Löffel und Gabeln zum Verkauf an, und bittet ſich ein Allmoſen aus von der „guten Mutter", wie ſie auch wohl jüngere Hausfrauen anzureden pflegt, und die Bauernweiber geben gerne Schmalz und Butter und Mehl und Eyer; denn wer ſteht ihnen ſonſt dafür, daß die ſchwarze Zigeunerin ihnen nicht aus Rache das Vieh behext, daß es keine Milch mehr gibt? Und könnte nicht der wilde Zigeuner drauſſen den rothen Hahn ihnen auf's Dach ſtecken? Aber die Unverheiratheten haben noch einen andern Grund mildthätig zu ſeyn; denn ſie ſtrecken ihre Rechte aus, und laſſen ſich von der klugen Zigeunerin die Hände beſchauen von oben und unten und links und rechts, und ſie weiſſagt ihnen was ſie gern haben, oft aber auch boshaft ge-

mag nichts Gutes, ſondern eitel Schlimmes, und die armen Mädchen bekommen ſolche Angſt, daß gar oft Alles ſo kommt, wie's die Hexe geweiſſagt, abſonderlich wenn die Zigeunerin mit den Verhältniſſen des Dorfes wohl bekannt iſt, was beinahe immer der Fall zu ſeyn pflegt.

Am liebſten kehren ſie in kleinen Städtchen ein und in Dörfern, wenn Jahrmarkt iſt. Da hängt wohl die junge Zigeunertochter die Zither um und der Vater und Bruder oder Geliebte nehmen ihre Geigen und das wunderſamſte Concert beginnt im Wirthshauſe an der wohlbeſetzten Tafel, und wilde kühne Melodieen entlockt der Zigeuner ſeinem Inſtrumente und mit weicher aber umfangreicher Stimme begleitet ihn das Mädchen, und viel Geld wird von den Gäſten in den Teller geworfen, den es herumträgt. Denn das Mädchen iſt gar üppig und ſchlank gewachſen und ihr Auge brennt, und ihr Buſen wogt und die aſiatiſche Glut nimmt ſich gut aus auf dem ſchwarzbraunen Angeſicht mit den regelmäßigen Zügen. Der neben ihr ſtehende Geliebte aber wacht mit rollenden Augen über ſie, daß nichts geſchehe, was nicht Recht wäre. Am Abend aber da müſſen die Jungen die rothen Jacken anziehen und die Trommel umhängen und durch das Dorf oder Städtchen hin ausſchreien, daß heute großes Theater ſei, eine herrliche Vorſtellung: die keuſche Suſanna oder Fauſtus, den der Satan holt, oder die holdſelige Eſther und der alte Mardochai. Das Theater iſt aufgeſchlagen in einer hölzernen Bude vor dem Dorfe oder noch öfter in dem größten Zimmer der Schenke, und alte Couliſſen ſind aus dem Karren herbeigezogen worden und die Bühne iſt durch einen Vorhang von dem Parterre getrennt. Der erſte Platz iſt zunächſt an der Bühne und er beſteht darin, daß Schrannen, aus der Schule herbeigeholt, und Stühle hingeſtellt ſind, damit der beſſerzahlende Zuſchauer ſitzen

könne. Auf dem zweiten Platze muß man stehen. Am Eingang in's Theater aber steht eine alte Zigeunerin und ladet die Buben und Mädchen ein, daß sie einen Dreier bezahlen und ihre Schaulust befriedigen; des Wirth's Tochter ist schon darin und des Schultheißen langer Sohn, denn die durften umsonst hinein. Die Buben aber stehen lange an, ob sie es wagen sollen oder den Dreier sparen; aber jezt drängen sich ein Paar beurlaubte Soldaten vor, werfen das Stück Geld auf den Tisch, als ob es für sie keinen Werth hätte, und die Andern schämen sich und sie gehen auch hinein, ein Jeder mit seinem Schatze. Alles ist gedrängt voll; der Vorhang rollt auf, die Vorstellung beginnt. Die Marionetten sind schön geputzt, der Hanswurst macht schreckliche Sprünge, der Teufel erscheint in eigener Person und führt eine gar sonderbarliche Sprache. — Die Einnahme betrug vielleicht einen Gulden; die Hälfte davon geht noch in derselbigen Nacht darauf in Schnaps und schlechtem Weine. Den andern Tag aber schlägt der Zigeuner sein Feldlager ab und zieht weiter in's nächste Dorf.

So leben die Zigeuner im Schwabenlande, und sind gefürchtet von Vielen und geringgeschätzt und verachtet von noch Mehreren, selten aber geduldet und geliebt. Denn man traut ihnen nicht, weil sie sich oft auch neben ihren andern Beschäftigungen mit etwas Stehlen abgeben, wenn sie es unbemerkt können. Nur im eigenen Dorfe, wo sie ansäßig sind, benehmen sie sich vorsichtig.

Vor Jahrhunderten sind sie in's Land gekommen, und fast immer noch haben sie die gleichen Sitten. Jahrhunderte wird's dauern, bis sie andern Völkern gleichen.

28.

Ein Stuttgarter Gelegenheitsmacher.

Ein Stuttgarter Gelegenheitsmacher iſt ein Mittelding zwiſchen einem neapolitaniſchen Lazaroni und einem Pariſer Comiſſionär. Er iſt zu faul, um zu arbeiten, das Gehen und Eckenſtehen nicht als Arbeit gerechnet, trinkt gerne und hat eine Naſe, wie ein Spürhund. Ehemals war er Lohnlakey, manchmal iſt er es noch, oder iſt er ein fortgejagter Bedienter oder ein ausrangirter Tambour oder ſo etwas dergleichen. Jegliche Art, ſich Geld zu verdienen, iſt ihm Recht, wenn ſie nur Geld einträgt, und nicht viel Anſtrengung koſtet. Betrügen oder wie man's heißt „Schnellen und Prellen" hält er für keine Sünde, denn warum iſt der Andere ſo dumm, und läßt ſich übertölpeln? Bis zum Dieb hat er nur einen Schritt, doch macht er dieſen nicht gerne, weil er die Folgen wohl kennt.

Du erkennſt ihn ſogleich, den Gelegenheitsmacher. Er trägt gewöhnlich Sommer und Winter einen leichten Frack, den er vor Jahren wohlfeil erhalten, ſteht an irgend einer Ecke, um ſich lauernd die Menſchen zu betrachten, hat einen übelriechenden Athem, der dich abhält ihm allzunahe zu kommen, wenn du mit ihm ſprichſt, iſt ſehr mager, und hat Beine wie ein Windhund, denn ſein eigentliches Geſchäft iſt das Laufen. Daher iſt er auch ſtets auf den Beinen und es iſt nur ein Wunder, daß er ſich dieſelben noch nicht abgelaufen hat, wie Münchhauſens Dachs. Er weiß alle Wohnungen und Straſſen in der ganzen Stadt und kennt alle Menſchen, die in der Stadt

einheimiſch oder fremd ſind. Darum beſteht er auch alle Vorübergehende unverſchämt. Er läßt ſich von Jedem zu allen Dienſten brauchen, wenn er ihn nur bezahlt, ſein Hauptaugenmerk geht aber auf die Fremden. Denn ſo wie ein Fremder zur Stadt hereingeſchmeckt hat, er ſey nun im Wirthshaus oder in einem Privathauſe, ſo ſpürt er ihm nach wie ein Jagdhund dem Wilde, er findet ihn auf, er mag ſeyn, wo er will, und trägt ihm ſeine Dienſte an. Um's Geld machſt du dann mit ihm, was du willſt. Er zeigt dir die Merkwürdigkeiten und putzt dir die Kleider aus; er führt dich an die Häuſer, in denen du Beſuche machen willſt, und bringt dir den Theaterzettel, er weißt dir die öffentlichen Gärten und führt dir — Mädchen zu, auch ohne daß du ſie verlangſt, denn hierin iſt er beſonders gewandt. Er kennt alle Mädchen in der ganzen Stadt unter ihrem Namen und Ruf, manchmal rechnet er auch Frauen zu dieſen Mädchen; er weiß, ob er ſie beſtellen, und wohin er ſie beſtellen darf, und wie überhaupt die Gelegenheiten zu machen ſind. Nebenher treibt er einen kleinen Handel mit Landcharten, die er in Commiſſion hat, oder auch mit Büchern, beſonders mit Opernterten, Calwer Tracktätchen, Handſchuhen und dergleichen. Zuerſt bietet er dir ein frommes Miſſionsbüchlein an, und wenn du es kaufſt, ſo ſchneidet er ein ſcheinheiliges Geſicht; wenn du es aber lachend zurückgibſt, ſo iſt das Zweite, was er dir anbietet, — ein Mädchen. Hat er dir einmal in Sachen der Liebe einen Gefallen erwieſen, ſo mußt du ihm auch einen thun, und neben deinem Geldpräſente ihm auch etwas abkaufen, wenn du auch wohl weißt, daß er 50 Prozent hat. Er hat dich im Sacke, wenn er auch nur einmal dein Zimmer betreten hat; denn nun läßt er dich nicht mehr los, du magſt machen, was du willſt. Alle Augenblicke iſt er bei dir

und fragt nach deinen Befehlen. Immer weiß er was Neues, immer hat er eine Ausrede, immer trägt er dir eine neue Waare an, sey es eine Sache oder Person. Nur wenn du ihm beharrlich keine Antwort, oder was noch mehr sagen will, durchaus nichts mehr zu lösen gibst, nur dann läßt er von dir, und du darfst sicher seyn, daß er dein Zimmer nie mehr betritt, er müßte denn von neuem Grund haben, an deine Freigebigkeit zu glauben. Aber nimm dich in Acht vor ihm, wenn du ihn fortgeschickt; denn er hat eine große Bekanntschaft und ist rachgierig und seine Empfehlung könnte dir einmal übel bekommen, absonderlich je nachdem du ein Haus besuchst.

Ehrlich ist der Gelegenheitsmacher vielleicht einmal gewesen. Nunmehr ist die Lüge mit allen ihren Folgen seine stete Gesellschafterin. Er hat sie so lieb gewonnen, daß sie ihm anpaßt, wie einem Stallmeister die Lederhosen. Du darfst ihm daher nie ganz trauen. Denn oft macht er Jemanden schlecht, und es ist kein Wort daran wahr; oft verschwört er dir aber auch die Solidität einer Person, wo du bei näherer Bekanntschaft dich siegreich vom Gegentheile überzeugen kannst. Stehlen wird er dir nichts, so lange du ihn besoldest, aber nur so lange; betrügen aber wird er dich immer. Das Geld liebt er ausserordentlich, mehr noch als ein jüdischer Banquier, aber nicht um es aufzuhäufen, sondern um es sogleich wieder auszugeben; denn nichts geht ihm über den Wein. Der Wein ist sein Gott. Das Essen aber ist ihm gleichgültig und um Mädchen bekümmert er sich wenig. Doch kommt es nicht selten vor, daß eine Schöne, die dich beglücken sollte, vorher die Seine werden mußte, damit er so gefällig sey, sie und keine Andere dir zu bringen.

Gelegenheitsmacherinnen gibt's wenige. Nicht selten trifft man sie Abends auf der Strasse vom Markt über

die Nesenbach Brücke hinüber. In ihren Häusern, wo sie am liebsten Parterrewohnungen haben, gut möblirt sind und so wenig als möglich gestört werden, handeln sie mit Theater-Billeten, Mädchen, Weißzeug und alten Kleidern. Früher hatten sie mit sich selbst gehandelt; jezt ist's aber eine Waare, die nicht mehr geht. Auch sie lieben den Trunk und sind meistens geizig, um sich einen Nothpfennig zu ersparen.

29.

Ein Steinlacher Mädchen.

Ein Steinlacher Mädchen hat ein rothes frisches Gesicht mit glänzenden, blauen Augen, einen derben Wuchs mit einer kräftigen Gesundheit, trägt einen blauen oder grünen kurzen Rock, mit unendlich vielen Falten, ein hellrothes Mieder mit einem von Fülle strotzenden Busen, weiße Strümpfe mit herrlichen Waden, lange, weiße Hemdärmel mit runden sonnverbrannten Armen und blonde oder hellbraune, in zwei lange Zöpfe geflochtene Haare mit schwarzen breiten Bändern durchbrochen, die so lang sind als der Rock, d. h. bis an die Knie gehen. Wenn das Steinlacher Mädchen aufrecht steht oder geht, so muß man die rothen Strumpfbänder sehen, wenn sie sich bückt, so sieht man weit mehr.

Das Steinlacher Mädchen darf nie länger, als bis in ihr 17tes Jahr zu Hause bleiben, ausser sie müßte so reich seyn, daß sie in diesem Alter schon einen Mann bekäme. Sie verdingt sich als Kindsmädchen oder als Magd. Am liebsten nach Tübingen. Ueberall hat man sie gerne, und sonderbarer Weise nicht blos die Hausherren, sondern auch die Hausfrauen; denn sie ist nicht bloß schön und lieblich zum Ansehen, sondern auch lenksam und fleißig und treu. Ihr größter Fehler, wenn's einer ist, ist der, daß sie sehr verliebter Natur ist, und sich besonders gerne mit jungen Musensöhnen einläßt. Allein sie hält auf Anstand, und läßt sich nie bezahlen. Alles geschieht aus Liebe. Im Allgemeinen ist auch bei ihnen wahr, was man von den Schwäbinnen überhaupt sagt: daß allemal das 5. oder 6te

Kind, ein Kind der Liebe ſey. — Geht das Steinlacher Mädchen jedoch in keinen Dienſt, ſo geht es auf Reiſen. So machen's die von Meſſingen und Gönningen. Es nimmt den Zwergſack auf den Rücken, füllt ihn mit feinen Sämereien aller Arten von Gemüſe, Salat und Blumen, die alle in ſeinem eigenen Garten wuchſen und von ſeiner Mutter gedörrt wurden, die beſten Kleider werden angezogen, und fortgeht's auf den Handel und Verkauf durch ganz Schwaben hindurch und darüber hinaus in ferne Länder, oft mitten durch Deutſchland bis nach St. Petersburg. Und iſt eine Gattung von Samen ausgegangen, ſo weiß es ſchon, wie es wieder eine neue Ladung bekommen kann, und gar oft gibt's auch eine unſchuldige Verwechslung und ſtatt Winterkohl bekommt man ſaftige Sommerrettige. Ueberall weiß ſich das unſchuldige Kind zu helfen und verſtändlich zu machen mit ſeinem Schwäbiſchdeutſch, das ſich aber in ſeinem Munde gar lieblich ausnimmt, und es kommt zurück mit vielem erſparten Gelde, und den nächſten Frühling beginnt es dieſelbe Reiſe wieder. Endlich aber ſezt es ſich zur Ruhe und heirathet ſeinen Hans, und gebährt ihm ein Dutzend Kinder, die es alle ſo erzieht, wie es ſelbſt erzogen wurde.

Ein Steinlacher Mädchen bleibt ſtets ihrem Worte getreu, iſt ſchnell beſonnen in witzigen Antworten, hat ſehr viel Muth und iſt ſelten um eine Liſt verlegen, wenn es ſeinen Burſchen d. h. ſeinen Geliebten zu Gunſten deiner betrügen will.

Die ganze Bevölkerung des Steinlachthales ſtammt von zwei ſchwediſchen Regimentern ab, die ſich nach der Nördlinger Schlacht da anſiedelten.

30.

Der Fromme.

Er iſt ſehr fromm. Das Haar iſt nach hinten geſtrichen; der Blick zu Boden geſenkt; die Kleidung altmodiſch; die Miene andächtig; der Mund Ach und Wehe rufend über die Verderbtheit der Welt; die Redensarten duftend von Gottesfurcht und Keuſchheit des Herzens; das Gedächtniß angepfropft von Bibelſtellen; das dritte Wort: Liebe.

Er war nicht immer fromm, der gute Mann. Einſt war er etwas lüderlich und frivol; er trank gern und ſpielte gern und ſpottete über das Heilige; er war ein verdorbener Handwerksmann und ſeine ſchlechte Arbeit raubte ihm alle Kunden; er war ein verunglückter Kaufmann, hatte etwas betrogen und man hatte ihm vergantet; er war ein leichtſinniger Theologe, Juriſt oder Mediciner, hatte nichts gelernt und konnte nichts werden, d. h. keinen Dienſt bekommen; aber auf einmal ward ſein Herz gerührt, es kam zum Durchbruch bei ihm, er ward fromm und gläubig und ein gemachter Mann. Denn die Zahl ſeiner Brüder iſt gar groß und weit verzweigt, und wer ſich ihnen anvertraut, dem kann es nimmer fehlen.

Jezt iſt er ſehr fromm. Zwar paſſirt es ihm manchmal, daß er ein Gelüſte trägt in ſeinem Innern nach deiner Frau und deinem Ochſen und Eſelein im Stalle, daß er einen redlichen Handel in Frömmigkeit mit dir abſchließt und dich betrügt um dein Hab' und Gut, daß er dir ſpricht von Liebe und Freundſchaft und ewiger Treue, und dich verſchwärzt und verunglimpft bei aller Welt, daß

er ist ehrbar und züchtig und unantastbar äusserlich vor den Menschen und in seinen innern Gemächern schwelgt in Unzucht und Lüderlichkeit; aber was kann er dafür? das war der Satan in ihm, der da umhergeht wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge. Er ist nicht von dieser Welt nnd mischet sich nicht unter die Uebelthäter. Gesang, Wein und Tanz und

„eine lustige Nacht
bei Mädchen und Gläsern zugebracht"

das sind Dinge nicht von Gott gemacht, sondern nur deßwegen da, daß der Mensch falle in die Schlinge des Satans. Wohl war Christus auf der Hochzeit zu Canaan, und Dr. Luther liebte Wein, Weib und Gesang; wohl saß der Erlöser unter Zöllnern und Sündern, um ihnen den Weg zur Besserung zu zeigen, aber er, der Fromme, hält sich ferne von ihnen, damit nicht auch er unter die Uebelthäter gerechnet werde. Dieses „nicht gerechnet werden" ist ihm Hauptsache; darum erklärt er auch alle Berührung mit Sündern für Sünde, und spricht in seinem Innern, wie jener Pharisäer: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin, wie dieser Sünder Einer, oder auch, wie dieser Zöllner da. Er ist ein Kind Gottes; darum ruht auch der Segen des Herrn auf ihm. Hält er doch streng auf die Satzungen Mosis, absonderlich streng auf die Haltung des Sonn- und Feiertags zu Ehren Christi und der Religion, auch wenn er ein Kaufmann wäre; und der Herr, der ihn lieb hat vor Andern, segnet sein Beginnen und führet ihm der Brüder und Schwestern Hunderte zu, daß sie kaufen von ihm am Werktag. Zu guter Letzt ist er daher auch der einzige und alleinige Erbe des Himmels, er und seine Brüder und Schwestern; und er glaubt das nicht etwa aus Hochmuth und Intoleranz, er glaubt es aus Demuth. Denn nicht seiner Tugend, seiner frommen

Gesinnung wegen, nein, ohne sein Verdienst, aus purer Gnade ist ihm solche Zusicherung geworden. Das ist aber eben das Ausserordentliche daran, daß nur ihm solche Gnade zu Theil wird, während sie Tausenden von Andern versagt bleibt.

Separatist ist er keiner; er ist vielmehr Mitglied der protestantischen Kirche, allein nur er, und seine Gleichgesinnten haben die wahre protestantische Lehre. Er verhöhnt den Geistlichen nicht, wenn dieser auch anders denkt, als er, er geht ihm sogar in die Kirche, allein wenn man ihn unter seinen Brüdern um die Predigt fragt, so zuckt er die Achseln und weiß gar vieles zu tadeln, und setzt sich hin und schreibt einen Brief darüber an den guten Freund in G. oder St., und läßt auch so einiges von dem Lebenslauf und Wirthshausgehen des Pfarrers miteinfließen, und dieser ist bei gewissen Herren oft angeschwärzt, ohne daß er weiß woher, und ohne daß er Gelegenheit hat, sich zu rechtfertigen. Der Fromme glaubt alles, was in der Bibel steht, wenn er auch vieles nicht begreift, absonderlich das nicht, daß Christus auf der Hochzeit zu Canaan war. „Selig sind, die da nicht sehen und doch glauben.“ Dennoch ist er nicht streng orthodox, denn er will von Gott, dem Vater, blutwenig und von Gott, dem heiligen Geiste, gar nichts. Christus ist die Hauptsache, ihn hält er, wie die Katholiken die Jungfrau Maria. Er liest übrigens nicht bloß in der Bibel, er liest auch Alles, was von Kornthal oder Wilhelmsdorf aus geschrieben wird, viele fromme Predigten und die theologischen Streitschriften, damit er den Antichrist erkenne.

Am weitesten hat er's gebracht, wenn er's bis zum Stundenhalter brachte. Jedes Dörfchen hat seinen Stundenhalter. Der ist der Höchste unter allen Frommen; und zu gewissen Zeiten, d. h. Sonntag Mittags kommen sie

zuſammen bei ihm die Brüder und Schweſtern, und ſingen und beten und leſen in der Bibel und über den Stundenhalter kommt der Geiſt und er hält eine lange Predigt über das eben geleſene Capitel und der Refrain iſt immer der Glaube und das Jeſuskindlein und die Kreuzeswunden und das herannahende Reich Gottes; und alle Schweſtern und Brüder ſind ſehr erbaut und legen ihre Gaben nieder, daß der Stundenhalter mit denſelben Wohlthätigkeit übe, und fernen bedrängten Mitbrüdern damit helfe, und ſie ſcheiden alle mit dem Kuſſe der Liebe, den er gerne empfängt. Die Gaben der Mildthätigkeit haben ihm ſchon manche Freude gewährt.

Der Fromme dutzt alle ſeine Brüder und Schweſtern, heißt nicht gerne Pietiſt, ſondern Mitglied der evangeliſchen Gemeinde des Herrn, und reist immer umſonſt, weil er in jedem Dorfe Mitgenoſſen findet. Kornthal iſt ihm, was dem Juden Jeruſalem und den Katholiken Rom; der Kornthaler Hoffmann iſt aber mehr faſt als Papſt.

Ich ſage dir o Menſch, werde fromm, auf daß du glückſelig ſeyeſt, in dieſer und in jener Welt.

31.

Der Lieutenant.

Der würtembergiſche Lieutenant iſt in einem Alter von 18—36 Jahren, immer gut gewachſen, d. h. klein, trägt einen Schnurbart, und bildet ſich auf Vielerlei viel ein. Die geſchickteſten ſind die bei der Artillerie und beim Generalſtab, meiſt mathematiſche Köpfe.

Der würtembergiſche Lieutenant raucht ſelten, weil's unſchicklich iſt, kommt auf alle Bälle und tanzt erſtaunlich viel, ſo daß er kaum Zeit gewinnt, dem Wirth auch etwas zu löſen zu geben. Er kennt alle Frauenzimmer und macht erſchreckliches Glück bei ihnen, wenn man ihn hört. Wenn er ſpazieren geht, ſo iſt's immer mit guten Freunden; am liebſten geht er mit einem Grafen oder kleinen Fürſten Arm in Arm, nehmlich wenn er ſelbſt bürgerlich iſt. Ein Demokrat iſt er ſelten, im Gegentheil iſt ihm Alles recht, nur nicht das langſame Avancement.

Ein Lieutenant braucht nicht arg viel zu lernen; zu thun hat er nicht viel, auſſer dem Exercieren der Rekruten. Er hofft immer auf Krieg, um bald General zu werden; es ſoll übrigens Manchem recht ſeyn, daß das Todtgeſchoſſenwerden für's Vaterland noch in weiter Ferne iſt. Von Allem, was nicht Militair iſt, ſondert er ſich gerne ab, wenn's nicht gerade ein Adelicher iſt. Auch Angeſtellte ſind ihm nicht paſſend als Geſellſchafter; denn dieſe ſind Staatsdiener und er betrachtet ſich blos als Königlichen Diener. In bürgerlichen Familien wird er ſelten eingeführt, und nicht viele Mädchen wagen es, auf öffentlicher Straße

mit ihm zu gehen oder zu ſprechen; ſie meinen, es nehme ſie ſonſt kein anderer mehr. Das Heirathen iſt ihm faſt unmöglich gemacht; denn er und ſeine Frau müſſen zuſammen 12,000 fl. haben, und ein Mädchen von 12,000 fl. heirathet keinen Lieutenant, weil ſie einen Rittmeiſter darum haben kann.

Sein Mittagstiſch iſt ſelten an der table d'hôte; meiſtens ißt er mit Freunden zuſammen bei einem Traiteur, wo ſie mehr unter ſich ſind und wo's nicht ſo viel koſtet. Abends ißt er oft gar nichts, um die ſchlanke Taille zu erhalten. Im Theater ſieht man ihn regelmäßig, wenigſtens wenn er in Stuttgart garniſonirt, aber nicht auf der Gallerie und nicht im Parterre, ſondern auf der Officiersbank, wo man nur 1 fl. 12 kr. für 14 Vorſtellungen zahlt.

31.

Der Handwerksmann.

Der Handwerksmann ist ein Mittelding zwischen einem Bauer und einem Honoratior. Er ist entweder Schneider, oder Schumacher, oder Maurer, oder Zimmermann, oder Schreiner, oder Gold- und Silberarbeiter, oder Buchbinder, oder Ciseleur, oder sonst etwas Anderes. Nur die fünf ersten Classen sind auf dem Dorfe zu finden und sogar meist nur die zwei ersten, die übrigen leben in der Stadt.

Am übelsten daran ist der Dorf-Schneider und Dorf-Schumacher, und unter diesen zweien wieder am allerübelsten der Dorf-Schneider. Ach! die Bauern zerreißen gar wenig Schuhe, denn das Rindsleder hält allzulange und eine Sohle dicht mit Nägeln beschlagen, ist nicht zum umbringen. Der Schneider hat selten etwas Neues zu machen, denn der Bauer läßt sich blos zwei neue Röcke machen, einmal an der Confirmation, und einmal an seinem Hochzeitstag. Was trägt aber das Flicken viel ein? und muß er nicht, wenn etwas zu machen ist, es sei nun neu oder alt, zum Bauern und Wirth und Schultheiß und Pfarrer in's Haus gehen und darf nichts mitbringen, als Nadel und Scheere, und man gibt ihm Faden und Futter und Tuch, und überdieß Spätzlen und Erdbirnen, und am Ende des Tags noch 12 — 16 Kreuzer Löhnung und er hat dafür viele tausend Stiche gemacht von Morgens früh bis Abends spät, und mußte noch obendrein Geschichten erzählen aus seinem früheren Wanderleben so

lang als sein Ellenmaß und so wahr als Münchhausens Fahrten. Was kann denn da herauskommen? Darum muß der arme Dorf-Schneider und Dorf-Schumacher so manchmal Hacke und Schaufel ergreifen und sich sein bischen Feld selbst bebauen, damit er doch wenigstens Erdbirnen habe, wenn er nicht auswärts arbeitet.

Ganz anders daran sind die übrigen Handwerker, und die Handwerker in der Stadt überhaupt; der Handwerker ist Meister und meistens sogar Obermeister. Er arbeitet selbst nicht viel, aber er hat seine Gesellen, die für ihn arbeiten müssen. Da ist ein ganz anderes Leben! Morgens, wenn der Kaffee getrunken ist, wird gearbeitet mit den Gesellen, aber ach, der gute Kaffee hält nicht lange an; es muß Käse herbei oder Fleisch, um den Magen zu stärken. Nunmehr schlägt's 11 Uhr; die Gesellen freilich müssen fortmachen bis 12 Uhr, aber der Meister läßt sich nicht mehr halten; er zieht seinen neuen Rock an, damit man ihm die gethane Arbeit nicht ansehe, und fort geht's in's Wirthshaus zum Biere oder zum Weine und nicht selten auch zu einem sauren Bratwürstchen. Um 12 Uhr geht's zum Mittagessen. Der Meister sitzt mit den Gesellen zu Tische. Die Meistersfrau und die Meisterstöchter fehlen auch nicht. Nach dem Essen eilen die Gesellen flugs wieder an's Geschäft; der Meister aber hat noch etwas zu besorgen bei seinen Kunden, und einer derselben ist der Schwanen- oder Hirschwirth; einen Schoppen muß man doch haben, um das Essen zu verdauen; um 3 oder 4 Uhr kommt er endlich auch zu der Arbeit. Jezt bleibt er, bis es Feierabend ist; aber dann kann ihn Niemand mehr halten; er ißt nicht zu Hause zu Nacht; im Wirthshause schmeckt Alles besser. Nicht selten dauert der Abend bis in die Nacht hinein, und oft hat der vornehme Meister in diesen wenigen Stunden bei Kar-

ten oder Würfeln mehr verspielt, als er die ganze Woche erworben.

Der ersehnteste Tag ist der Sonntag; nicht der Kirche wegen, denn die wird selten besucht; aber der Vaterunser-Glocke halber; denn kaum hat diese das Zeichen zum Ende des Gottesdienstes gegeben, so ist er schon auf der Straße. Er geht zu seinem Morgen-Halben-Schöppchen, aus dem jedoch stets mehrere werden. Er trifft schon große Gesellschaft, lauter Collegen, die sich auch beim Wirthe empfehlen wollen; es wird von Allem gesprochen, nur nicht vom Métier, am liebsten von Politik und Tagesneuigkeiten. Mittags wird ein Spaziergang gemacht, nicht selten, wenn's langt, eine Spazierfahrt. Die Frau Glasermeisterin darf auch mit und das Fräulein Glasermeister, das schöne Kind trägt einen Hut mit Bändern und einen Rock, der gerade so gemacht ist, wie der von Rectors Jettchen. Aber die Sache will sich doch nicht recht machen, der Gang fehlt und die Tournüre. Wohin geht's denn? In's nächste Dorf, in's Wirthshaus zu Bier und Wein, zu Butterbrod, Käse und Schinken, und die Leute lassen sich's wohl schmecken und selten etwas stehen. Man sieht, daß sie blos alle Sonntag draußen vespern. Der Abend sieht den Meister wieder in dem Wirthshause in der Stadt. Ist das nicht ein lustiges Leben?

Das Unangenehmste bei der Sache ist, daß auf diese Art gar wenig erworben wird. Wer hätte auch das gedacht vor 20 Jahren, als der Meister noch ein junger Geselle war und sich sein Wanderbuch beim Oberamt ausfertigen ließ? Da war er rüstig und arbeitsam und konnte nicht schlafen, wenn er nicht thätig gewesen war vom Morgen bis zum Abend; denn sein Meister und seine Eltern hatten ihn nicht zum Faullenzen angehalten. Gelernt hatte er freilich nicht gar viel, denn der Weber

oder Schreiner, bei dem er lernte, wußte ſelbſt nicht gar viel, aber er ging ja jezt in die Fremde, und das war ſeine eigentliche Lehrzeit. Ueberall hatte man ihn gern, den luſtigen, fleißigen Schwaben, und wenn man ihn auch manchmal wegen ſeiner Sprache ein bischen hänſelte, ſo wußte er es mit Humor zu tragen und zur Noth auch witzig zu ſeyn. Am liebſten hatten ihn ſeine Kameraden, denn er hielt's immer treu mit ihnen, und wenn's eine Prügelei gab, ſo war er zwar nicht der, der ſie angefangen hatte, aber doch der, welcher ſie ausfocht. Zehn Jahre war er auf der Wanderſchaft, und in zehn Jahren kann man weit herum kommen. Ein Schneider muß in Paris geweſen ſeyn, ein Ipſer in Wien, ein Zimmermann in Hamburg und ein Maurer in Bremen. Ueberall gefiel's ihm, nur in Berlin nicht und in Potsdam nicht, denn er liebte die Butterſchnitten eben ſo wenig, als die preußiſchen Pfiffe. Jezt hat er was gelernt und ſich genug herum getrieben; jezt geht's nach Hauſe, er macht ſein Meiſterſtück, nimmt ein Weib, und — zerfällt bald in denſelben Schlendrian, worin der, bei welchem er ſelbſt gelernt hatte, befangen war. Die neueſte Mode lernt er immer zwei Jahre nachher kennen. Er ſelbſt hat nie eine Mode erfunden; denn es iſt eine Hauptliebhaberei von ihm, alles auf dem Punkte zu laſſen, wie's damals war, da er von der Fremde heimkehrte.

Der Handwerksmann kehrt nicht immer in demſelben Wirthshauſe ein; er wechſelt ab, um ſich Kunden zu verſchaffen. Das Verhaßteſte iſt ihm die Gewerbsfreiheit; denn er iſt ein großer Liebhaber der Zünfte. Spricht man ihm hierin von Neuerungen, ſo meint er, das thue ſich in Württemberg nicht.

Der Handwerksmann liefert ſelten andere, als beſtellte

Arbeiten; ſchon Gemachtes zu verkaufen, iſt nicht ſeine Sache; es könnte ihm ja liegen bleiben.

Späterhin ſieht er meiſtens dick und wohlgenährt aus, und eine Hauptauszeichnung für Schwaben iſt, daß ſogar die Schneider von dieſer Regel nicht immer ausgenommen ſind.

33.

Der Oberländer Bauer.

Der Oberländer Bauer iſt ein Mittelding zwiſchen einem Schweizer und einem Unter-Schwaben. Er iſt groß gewachſen, ſtark gebaut, ſieht blühend aus, ißt gern Fleiſch und trinkt gern Bier.

Der Oberſchwabe hat keinen Wein, aber er hat Aecker und Frucht wächſt darauf im Ueberfluß, und alle Woche fährt er nach Ulm, oder Biberach, oder Leutkirch, oder Ehingen, oder Ravensburg, oder wie die Stadt ſonſt heißen mag, und verkauft von dem, was er zu viel hat, und das Geld ſteckt er in ſeine große lederne Gurte, die er um den Leib geſchnallt hat, und ſetzt ſich in's Wirthshaus, läßt ſich's wohl ſeyn und den Knecht allein nach Haus fahren. Er ſelbſt aber geht auch nicht zu Fuß; denn er hat ſein eigenes Wägelchen bei ſich, ein leichtes Wägelchen mit einer Deichſel und einem Pferde daran, wie's jeder Bauer in Oberſchwaben hat. Warum ſollte er auch zu Fuß gehen, da doch die Pferde im Stalle ſtehen?

Der Oberſchwabe iſt ſehr gutmüthig, aber ſehr derb. Die Sprache iſt hart, aber das Herz hat er auf dem rechten Fleck. Er drückt dir die Hand, daß du ſchreien möchteſt, aber du darfſt dich auch auf ſeinen Handſchlag verlaſſen. Er iſt nicht ſchnell reſolvirt, aber wenn er ſich einmal zu etwas entſchloſſen hat, ſo bleibt's auch dabei. Er lebt gar gut und liebt die Kartoffeln und das Waſſer gleich wenig. Warum ſollte er auch nicht? Hat er doch Schweine im Stalle und Frucht auf dem Speicher! und das Bier iſt auch nicht theuer; eine Hauptliebhaberei von ihm

Sauerkraut, Spätzlen und Speck. In's Wirthshaus geht er nicht ungerne, absonderlich wenn er reich ist. Wenn er Wein trinkt, trinkt er nie schlechten, schon aus dem Grunde, weil es keinen schlechten gibt. Wer sollte auch vom Geringsten von dem Unterlande in das Oberland führen, da ja der Fuhrlohn so viel beträgt, als der Wein selbst? Die Pfeife bringt er selten aus dem Munde, denn er raucht zum Trinken gerade, wie zum Arbeiten.

Der Oberländer Bauer ist entweder Hofbauer, oder Güterbesitzer im Allgemeinen oder Taglöhner. Der Hofbauer ist ein großer Herr, so eine Art Edelmann; denn er überläßt sein Gut nur dem ältesten Sohn, und dieser muß dann für die übrigen jüngern Geschwister als Pater familias sorgen. Der Taglöhner hat's immer noch besser, als ein Unterschwabe mit 2 Morgen Weinberg.

Der Oberschwabe fängt nicht leicht Händel an, wenn er aber einmal angefangen hat, so geht's selten ohne Blutvergießen ab, denn es kommt ihm nicht darauf an, sein Fangmesser zu ziehen und dem Andern eines zu versezen, wenn's diesem auch an's Leben gienge. Er liebt die Weiber und den Tanz.

34.

Die alte Jungfer.

Eine alte Jungfer in Schwaben ist 29 — 65 Jahre alt. Ueber 65 wird sie selten; denn sie bleibt 10 Jahre lang 29 Jahre alt. Sie ist immer sehr gut gekleidet, und in der Anordnung des Anzugs sehr jugendlich. Der Faltenwurf des Brusthalstuches ist derselbe, wie bei den katholischen Pfarrköchinnen. Den Hauben hat sie ewige Fehde geschworen.

Mit Frauen geht sie nicht gerne um, noch weniger mit jungen Mädchen; das sind Kinder, die sich wie Erwachsene betrachten wollen, und die man deshalb über die Achsel ansehen muß. Die Frauen aber — die haben so etwas Anmaßendes, Stolzes, Herablaßendes, so etwas, wie wenn sie mit ihrem Frauenthum sich brüsteten.

Ihr liebster Umgang sind die Männer, alle Männer, Junggesellen und Verheirathete, Alte und Junge, am liebsten aber Jünglinge von 18 — 30 Jahren. Gegen diese ist sie schmachtend, und sie hat etwas Anziehendes, eine schmachtende Vierzigerin, oder vielmehr eine 40 Jahre lange Schmachterin. Nicht aber, als ob sie mannssüchtig wäre! Gott behüte! Sie hätte sehr oft heirathen, recht gute und angenehme Parthieen machen können; aber sie wollte nicht heirathen, partout nicht; denn sie kann die Männer nicht leiden, weil sie alle falsch sind, alle keinen rothen Heller werth.

Nächst den Männern liebt sie Kazen und Hunde. Es gibt keine wahrhaft alte Jungfer, die nicht eine Kaze oder einen Hund hätte. Sie muß doch Jemand haben, den sie streicheln kann und küssen und liebkosen und zan-

ken. Die Kinder liebt ſie nicht ſehr; früher als junges Mädchen hatte ſie dieſelben ſehr gerne; beſonders in Gegenwart heirathsfähiger Männer that ſie ganz närriſch mit ihnen, ſo närriſch, als nur eine junge Frau mit ihrem Erſtgebornen thun kann. Vielleicht wollte ſie den Herren begreiflich machen, was ſie für eine Frau abgeben würde. Aber nunmehr läßt ſie das. Wer kann auch ein ſo armes Geſchöpf nur berühren, ohne zu ſeufzen! Denn wie viel Ungemach muß es noch ausſtehen, bis es ſo alt wird, wie ſie! Und woher kommt das? Von der ſchlechten Erziehung. Denn die Mütter jeziger Zeit verſtehen von dem Allem nichts. Hätte ſie das zu beſorgen, ſo wäre es freilich etwas Anderes.

Eine alte Jungfer iſt immer etwas mehr oder weniger gelblichten Geſicht's. Das rührt aber nicht von Neid und Zorn her. Wen ſollte ſie denn beneiden? Zwar iſt es immer unangenehm, es mit anſehen zu müſſen, wenn in einer Geſellſchaft, wo ſie offenbar die geiſtreichſte iſt, der oder jener Herr ſich zu dem oder jenem Laffengeſicht wendet, ohne auf ſie zu achten; es iſt ſehr unangenehm, von ſich glauben laſſen zu müſſen, man habe nicht geheirathet, weil man nicht habe heirathen können, und man ſey jezt nicht mehr heirathsfähig, weil man zu alt dazu ſey; es iſt äußerſt unangenehm, ruhig zuſehen zu müſſen, wie ſo Milchſuppen-Geſichter, die nicht einmal 4 mal 5 zählen können, mir Nichts dir Nichts in den heiligen Eheſtand mit Männern treten, die doch ganz andere d. h. ältere Parthieen hätten treffen können; das Alles iſt ſehr unangenehm, aber wer wird denn glauben, daß eine alte Jungfer ſich ſo etwas anfechten läßt? Dazu iſt ſie viel zu gebildet, und hat viel zu viel Verſtand. Denn eine alte Jungfer lieſt ſehr viel, denkt ſehr viel und ſpricht noch viel mehr, als beides zuſammen.

Für das Leztere kann sie nichts. Sie ist dazu gezwungen. Zu Hause hat sie nicht viel zu thun, also geht sie aus. Sie ist überzeugt, daß man sie überall gerne hat; denn das ist Verläumdung, daß manchmal junge Mädchen, Frauen und Herren vor ihr durchgehen, wenn sie sie kommen sehen. Man kann keine Visite halten ohne sie; denn sie erfährt Alles, sie weiß Alles, sie kann Alles erzählen. Sie ist eine personificirte Stadtneuigkeit. Wer gestorben ist, wer geheirathet hat, wer angestellt wurde, wer eine Erbschaft that, das ist ihr ohnehin bekannt; aber sie weiß auch, wer sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, sie weiß, welchem Mädchen man etwas nachsagt, oder schon nachgesagt hat, oder noch nachsagen könnte, und sie ist eine abgesagte Feindin aller Verirrungen des weiblichen Geschlechts. Darum wird auch alsobald der Stab gebrochen, und der Verbrecherin vor die Füße geworfen. Ist sie doch sicher, daß man ihr selbst nichts mehr dergleichen nachsagt! Und wenn es der Fall wäre, wäre das nicht ein Beweis, daß sie keine alte Jungfer ist, sondern eine junge anziehende Person?

Am verhaßtesten ist ihr eine andere alte Jungfer. Denn so eine herrische, neidische, mannssüchtige, gescheidtthuende, belesene, geschwäzige Person hat sie in ihrem Leben nicht kennen gelernt, wie diese ist. Aber sie ist doch ihre liebe Freundin, sie unterhält sich stundenlang mit ihr, und ist artig und freundlich und schimpft nachher um so ärger. Warum soll sie anders handeln? Gibt es doch in jedem Landstädtchen ein oder ein Paar Duzend von dieser Altersklasse, und in den größern Städten noch viel mehr, im Ganzen genommen aber im guten Königreich Württemberg über 30,000.

35.

Der Oberamtmann.

Der Oberamtmann iſt der erſte Mann ſeines Bezirkes. Schade iſt es, daß er einen Oberamtsrichter und Kameralverwalter neben ſich hat. Früher war dem nicht ſo, ſondern er war Alles in Allem, wenn nicht etwa die Kellerei — jezt das Kameralamt — einen beſondern Beamten hatte. Ja früher war er Herr, ſo gut als irgend ein Despot. Denn das ganze Oberamt war *ſein* Oberamt. Es iſt noch keine 30 Jahre her, daß ſich die Sachen ſo verhielten. Der Herzog von Württemberg bekümmerte ſich nichts um den Kaiſer und der Oberamtmann gar wenig um den Herzog. Wenn nur die nöthigen Steuern eingetrieben wurden, was kümmerte ſich die Regierung darum, *wie* ſie eingetrieben wurden? Darum gieng auch alles nach Recht und Billigkeit, d. h. nach dem Recht, das der Oberamtmann für billig fand. Wenn ein armes Bäuerlein kam, und einen Prozeß anfangen wollte, oder nach dem Endurtheil eines angefangenen ſich befragte, ſo mußte es alle Taſchen voll bringen, nämlich voll Schmieralien, d. h. voll Geldes und Geldeswerth; und dann wurde der geſtrenge Herr, der im ſeidenen Schlafrocke in ſeinem Sorgenſeſſel thronte, wie der Papſt auf ſeinem goldenen Stuhle, und eine gewichtige Gerechtigkeitsmiene ſchnitt, wie ein Paſcha mit 3 Roßſchweifen, ganz geſchmeidig, ſo geſchmeidig, als altes Leder, wenn man es mit Thran oder Schweineſchmalz einſchmiert. Kam aber der Bittſteller leer, und es war keine Hoffnung, auch künftig etwas von ihm zu erlangen, da fand

er kein geneigt Gehör und wurde schnell abgewiesen; wollte nun gar der Bauer nicht gehen und stützte sich muthig auf seine gerechte Sache, da wurde der Oberamtmann zornig und ergriff nicht selten die Peitsche und ließ sie dem armen Gerechtigkeitslustigen um die Ohren sausen, daß er sich gerne geduldete. Wollte er sich aber nicht gedulden, sondern gar noch weiter klagen bei einer höhern Behörde, da kam er schön an. Er wurde stets abgewiesen, denn der Herr Oberamtmann hatte schon deswegen Recht, weil er Oberamtmann war. Kam jedoch einmal der Fall vor, unter tausend Fällen der erste, daß der Kläger Recht behielt, so schrieb sich's der Oberamtmann hinter die Ohren und sagte zu sich selbst: warte nur, du Hund, komm' einmal nur von weitem in meine Gewalt, und ich will dir's eintränken; einsperren lasse ich dich dann bis du schwarz wirst, und der gestrenge Herr hielt stets Wort.

Jezt ist's freilich ganz anders, der Oberamtmann ist nicht mehr zugleich Richter, Polizeibeamter und Verwalter, sondern er mußte den wichtigsten Theil seines Amtes abtreten an den Oberamtsrichter, der nun sogar vornehmer ist als er, wenn beide im Amte beisammen sind, und doch hat er jezt mehr zu schaffen, denn je; er ist erschrecklich geplagt, der gute Mann. Ein Actuar, ein Revisionsactuar, 2 Schreiber und ein Copist sind alle thätig für ihn, und doch weiß er kaum auszukommen, wenn man ihn hört. Komme ihm aber einer mit einem Präsente, das wie Bestechung klingen soll, den wird er schön abweisen! Gut kommst du in diesem Falle noch weg, wenn er dir nur eine lange Strafrede hält von Gesez, Instruktion, Verantwortlichkeit, Norm, Praxis und wie dergleichen Schlagwörter heißen; denn der Oberamtmann will jezt nur Gerechtigkeit für jeden; darum wird auch in unseren Zeiten in einer Kanzlei mehr

Papier verschrieben, als sonst in allen Oberämtern zusammen.

Der Oberamtmann war früher grob gegen Alle, die unter ihm standen, stolz gegen die, so ihm gleich waren, devot gegen die höhern Behörden. Jezt ist er höflich gegen Jedermann, nur nicht gegen Arrestanten und Baganten. Seine Mitbeamten behandelt er als Collegen; denn er betrachtet sie als mit ihm in einem Corps stehend. Man muß Gemeingeist besitzen. Dennoch hat er es sehr gerne, wenn solche, die von ihm Befehle anzunehmen haben, sich unterwürfig gegen ihn zeigen. Widerspruch kann er ohnehin nicht leiden. In diesem Falle dürfen die Unterbeamten gewiß seyn, daß er sie in jeglicher Noth in Schutz nimmt öffentlich. Unter vier Augen putzt er sie aber ab, daß kein gutes Haar an ihnen bleibt. Die Amtswürde muß respectirt werden.

Am liebsten ist es dem Ober-Amtmann, wenn er auswärts in seinem Bezirke eine Untersuchung oder sonst ein Geschäft hat. Denn das Taggeld beträgt 6 fl. und die Gemeinde-Cassen müssen's bezahlen. Dieses Taggeld macht mehr aus, als ihn zwei Pferde und ein Kutscher kosten, und wenn er auch nur den sechsten Theil des Jahres auswärts wäre. Dennoch klagt er darüber, als über etwas, das ihn von seinen übrigen Geschäften zurückbringe. Warum läßt er aber nicht den Ober-Amts-Actuar auf's Land hinaus, der ja nur 4 fl. täglich in Anspruch zu nehmen hat?

Früher trug der Ober-Amtmann einen Stock mit einem großen goldenen Knopfe, jezt trägt er einen Frack.

36.

Die Spinnstube.

In jedem Dorfe gibt es eine Spinnstube. Die Spinnstube heißt auch Lichtkarz. Abends im Winter, wenn Alles ausgeschafft ist im Stall und in der Scheune, dann nehmen die ledigen Mädchen ihre Kunkeln und gehen zum freundlichen Nachbar, der eine große Stube hat und umsonst einheizt und umsonst Licht gibt, und bleiben dort oft bis 12 oder 2 Uhr des Nachts und spinnen. Zu Haus, wenn man zu lieb einbrennen müßte und Licht herthun, würde das Spinnen wenig Nutzen bringen, der Gulden käme auf achtzehn Batzen.

Allein so ganz umsonst thut's der Spinnstubenhalter auch nicht und das Spinnen ist auch nicht immer die Hauptsache. Da kommen die ledigen Bursche, welche ihren Schatz in der Spinnstube wissen, um die Kunkel zu heben. Das Kunkelheben ist aber nichts anderes, als eine verliebte Unterhaltung, wobei es an derben Späßen nicht fehlt. Die Burschen kommen nicht leer, sondern sie bringen etwas mit, nämlich Wein und oft auch Fleischwaaren, und der Spinnstubenhalter bekommt immer am meisten davon, und oft noch Geld dazu, damit er's leide, wenn's die Burschen oft zu toll treiben.

Das Kunkelheben ist aber auch nicht wieder die Hauptsache. Eine noch größere Hauptsache ist das Patschen oder Schwatzen. Da ist die Frau des Spinnstubenhalters, und vielleicht noch ein Paar andere Frauen, oder heirathslustige Wittwen, die geben den Ton an, und es wird erzählt, was vorgefallen ist den Tag über, und einander im Vertrauen mitgetheilt, was man diesem oder jenem nachsagt, daß der Hansjörg gestohlen habe und die Mariebärbel schwanger sey, und es ist eine

ärgere Klatſcherei, als nur in irgend einer Caffeevifite eines Landſtädtchens.

Das Klatſchen iſt aber auch wiederum nicht die größte Hauptſache, die allergrößten Hauptſachen ſind die Geiſter. Die Abendunterhaltung in einer Spinnſtube wäre gar nichts, wenn man nicht am Ende auf die Geiſter käme. Was iſt ein Geiſt? Ein Geiſt iſt ein Geſpenſt, und ein Geſpenſt iſt die Seele eines Abgeſchiedenen, aber keine unſichtbare Seele, ſondern eine ſichtbare, denn ſie muß zu ihrer Strafe und Qual eine beſtimmte Zeit auf dieſer Erde herumwandeln. Es gibt darum keine guten Geiſter, ſondern lauter ſchlimme. Der Gründe, warum einer laufen muß, oder geiſtet, gibt es verſchiedene. Entweder hat er ein Verbrechen begangen, das allzugroß erſcheint, als daß es Gott ſogleich verzeihen könnte, oder aber, und öfter, war er ein Filz, ein Reicher, der dem Armen ſein wenig Hab und Gut abzwackte, um ſich nur allein gütlich damit zu thun, oder ein Amtmann, der die Bauern ſchund, daß ſie die Laſten kaum erſchwingen konnten, oder ein Edelmann, der ſeine Unterthanen plagte, daß ſie alle ihre Zeit mit Frohndienſten hinbringen mußten, ohne für Weib und Kind etwas verdienen zu können. Die Orte, wo die Geiſter ſich aufhalten, ſind ebenfalls verſchiedener Natur. Meiſtens ſind es die Kirchhöfe, und es gibt kein ehrliches Schwabenmädchen, das Abends, wenn es bereits dunkelt, an einem ſolchen Ort vorbei oder gar darüber gienge. Um 12 Uhr über einen Kirchhof gehen, hieße Gott verachten. Allein auch andere Orte gibt's. Jener reiche Bauer muß in ſeinem eigenen Hauſe laufen; im Keller, wo er ſein Geld vergraben hat; oder auch Treppe auf, Treppe ab, und rumort herum und ſchlägt die Thüren zu und reißt die Schubladen auf und es klingt, als ob er Geld zählte. Oder iſt es ein Acker, der unrechtmäßig erworben wurde,

und an den nun die Seele festgebunden ist, als an den Ort ihrer Qual, oder ein Lindenbaum, unter dem in frühern Zeiten Einer erschlagen wurde, oder ein verfallenes Kloster, oder ein alter Thurm, der Rest von einem Schlosse, das früher da gestanden hatte, oder das Amthaus, das jezt in ein Schulhaus verwandelt ist. Man sieht, daß die Geister eine große Auswahl haben, wo sie laufen wollen. Ein Geist ist übrigens sehr leicht zu erkennen. Entweder sieht man gar nichts, und hört blos einen Lärmen, oder sieht man nichts, als ein kleines Flämmchen, gleich einem blauflammenden Lichte, das hin und her hüpft, bald da, bald dort, jezt verschwindet und nun wieder auftaucht und hauptsächlich an sumpfigen Gegenden zu treffen ist. Oder ist's ein Hund, ein schwarzer Pudel mit funkensprühenden Augen, der immer in Krümmungen sich umherbewegt und aussieht, wie der lebendige Teufel, oder ist's ein Schimmel mit drei Füßen, oder ein Rappe, der Feuer und Flammen speit, und oben darauf sizt einer, und klatscht mit der Hezpeitsche, als ob er die Bauern prügeln wollte. Am erschrecklichsten ist's, wenn der Geist einem Menschen gleich sieht. Man trifft diesen hauptsächlich auf Kreuzwegen und an größern Steigen. Bald sieht er übermenschlich groß aus, wie ein in Nebel zerfließender Riese, bald macht er sich wieder klein, wie ein Zwerg. Kommt ein Wagen, so hängt er sich an die Räder, wenn's den Berg hinaufgeht und sperrt, daß die Pferde keuchen und schwizen und doch nicht vom Flecke kommen; wenn's aber hinuntergeht, so hängt er sich vorne an und zieht für 8 Pferde und kein Halten hilft mehr etwas, im Galopp geht's hinunter und Roß und Wagen stürzen zusammen am Fuße des Berges. Kommt dagegen ein einsamer Wanderer, so gesellt er sich zu ihm, wie einer, der dasselben Weges kommt, plözlich aber nimmt er einen Fuß oder einen

Arm von ſich und ſchleudert ihn weit weg, und dann noch einen Arm und noch einen Fuß und dann den Kopf und rollt ihn vor ſich her, wie eine Kegelkugel, und hüpft ihm nach mit dem Rumpfe, und den Wanderer ergreift Grauſen und Entſetzen und er lauft, was er laufen kann, über Stock und Stein, immer aber hinter ſich drein hört er das heiſere Lachen des Geiſtes, und er läuft die ganze Nacht hindurch und dennoch findet er ſich des Morgens an demſelben Plätzchen, von dem er ausgegangen, und es iſt keine Veränderung mit ihm vorgegangen, als daß er todtmüde iſt vom Schrecken und der Anſtrengung.

Solche Dinge erzählt man ſich in den Spinnſtuben; Geſchichte folgt auf Geſchichte, immer eine gräulicher als die andere. Niemand von Allen, die da ſind, hat noch einen Geiſt geſehen, aber der Hansjörg hat's erzählt, und des Hansjörg's Großmutter hat ihn auch geſehen, und Alle glauben ſteif und feſt daran, und keine Predigt des Pfarrers und kein Raiſonniren der Freigeiſter im Wirthshauſe bringt den Glauben aus den Leuten heraus. Das Kindsmädchen hat das Kind ſchon mit ſolchen Geſchichten geſchweigt, und was man in zarteſter Jugend empfangen, das bleibt das ganze Leben hindurch. Einen Vortheil hat der Geiſterglauben: er iſt ein Vehmgericht über die Todten. So wie einer was Schlechtes begangen, wenn's auch nicht vor Gerichte beſtraft wurde, ſondern blos im Munde des Volkes bekannt iſt, alſobald heißt es: er geht.

Mitternacht iſt nun längſt vorüber. Geſponnen iſt zwar nicht viel geworden, aber es iſt Zeit zum Nachhauſegehen, kann aber das Mädchen allein nach Hauſe gehen? es wäre ihr zu grauſig zu Muthe; ihr Burſch muß ſie begleiten. Und er begleitet ſie bis an's Haus hin und oft auch bis in's Haus hinein, und geht erſt des Morgens nach Hauſe.

37.

Der Förſter.

Der Förſter iſt ein Mann von mittleren Jahren. Er trägt einen Schnauzbart, eine Flinte, einen grünen Oberrock mit gelben Knöpfen, grüne Hoſen mit gelbblauen Streifen, eine grüne Mütze mit einer Feder, einen Hirſchfänger, eine Jagdtaſche, Sporen an den Stiefeln, ein von der Sonne verbranntes Geſicht und geht nie ohne einen Hühner- oder Dachshund aus.

Er war früher ein gewaltiger Nimrod; doch die Zeiten ſind vorbei. Morgens ſtand er auf in aller Früh und hinaus gieng's in den Wald, das luſtige Wild zu jagen, und das Hüfthorn ſchallte und die Büchſe knallte und die Hunde bellten und die Bauern, die treiben mußten, wurden verdonnerwettert. In letzterem Punkte hatte er eine Hauptforce. Was lag ihm auch an ein paar ſo lumpiger Ackersleute! Er ſah gar nicht ein, zu was die nur auf der Welt wären! höchſtens konnte man ſie dazu brauchen, das Wild zuſammenzutreiben. Da ſollte ihm aber einer kommen, der ſich deſſen weigerte, oder einer, der ſich beleidigt und gekränkt fühlte, daß ſich die wilden Schweine und die Rehe und Hirſche auf ſeinen Acker verliefen und ihm, oder vielmehr ſeinen Feldern Schaden gethan hätten! den wußte er ſchön abzukanzeln, und wenn's damit nicht genug war, abzufuchteln. Wagte es aber gar einer, mit ſelbſt eigener Hand dem Wilde zu wehren, oder vielleicht noch zudem, o Frevel! einen Haſen, der auf ſeinem Krautlande ſich's ſchmecken ließ, mit der Hacke eins hinter die Ohren zu verſetzen, daß das ſchwache Thier vor Schrecken

todt umfiel, oder, o Verbrechen! mit der Büchse auf dem Rücken ſich im Walde attrapiren zu laſſen — Marſch unter die Galioten oder lieber gleich erſchoſſen. Schlechtere Menſchen gab's für ihn nicht als Waldfrevler. In dieſen Zeiten war der Jägersmann roh und ungebildet, er konnte nichts als Schießen, das Treffen verſtand er aber auch aus dem Fundament. Von Leſen, Schreiben, Rechnen verſtand er ſo viel, als er in der Schule gelernt hatte. Von wiſſenſchaftlicher Bildung war keine Rede. Unter den Leibjägern, unter denen er ſeine Bildungsjahre verlebt, lernte man dergleichen nicht, wohl aber das edle Waidwerk, die Kunſt, das Wild zu hetzen, ſeine Fährte zu finden und jedem Theile ſeines Körpers den beſondern waidmänniſchen Namen zu geben. Beſoldung hatte er damals nicht viel. Zu was auch Beſoldung? der Wald gab Nahrung genug, und nicht blos das, was im Walde herumläuft, ſondern auch das, was im Walde wächst, denn die Bäume waren nicht alle gezählt und aufgeſchrieben. Wer wollte da nachrechnen, wo keine Bücher geführt wurden? Mit den Holzhändlern ſtand er daher ſtets in gutem Vernehmen.

So lebte der alte Jäger ſeiner Jagd und ſeinen Hunden, denn um die Wald-Cultur bekümmerte er ſich wenig, verſtand wohl auch nicht viel davon; die Zeit aber, die er nicht im Walde zubrachte, brachte er im Wirthshauſe zu, und es war dieß nicht der kleinſte Theil des Tages. Im Wirthshauſe war er ſtets ein wohlgelittener Gaſt, der von Wirth und Gäſten hoch venerirt wurde; denn er war grob, wie wilde Schweinsborſten, wenn man ihm nicht wie einem gnädigen Herrn begegnete und das Fluchen verſtand er von Grund aus.

Wie ganz anders geht es dem jezigen Förſter! ach! Keine Jagd mehr, außer wenn er ſie ſelbſt in Pacht genommen hat! und dabei kann ihm jeder Privatmann zu-

vorkommen, wenn er nur ein paar Gulden mehr darauf schlägt! er ist nicht mehr Herr des Waldes wie früher; o nein, er ist leider von allen Enden und Ecken beaufsichtigt. Darf er es doch nicht einmal wagen, nur eine lumpige Hopfen-Stange um 9 kr. für seinen Beutel zu verkaufen, und wenn er es thäte, so riskirte er seine Stelle und das Zuchthaus. Es ist seit einiger Zeit, als ob alle Bäume und Gesträuche des Waldes gezählt wären. Und wer wird nun Förster? Nicht mehr die alten wohlverdienten Soldaten, nicht mehr des Forstmanns Nachkommenschaft, nicht mehr die Söhne heruntergekommener Edelleute, obgleich noch immer, wie man sagt, ein wenig darauf Rücksicht genommen wird; nein, Leute werden es, von denen kein Mensch sonst etwas weiß, die gar kein Verdienst um den Staat haben, Leute aus dem Plebejer Stand, die oft nicht einmal sicher das Ziel treffen können, auf 70 Gänge mit der Pürschbüchse in's Schwarze. Und warum? deßwegen, weil sie ein gutes Examen gemacht haben. Ein Förster und ein Examen! Die Zeiten werden immer schlechter, und der jüngste Tag ist nicht mehr ferne. Zu was soll denn ein Förster ein Examen machen? ein alter Soldat könnte es freilich nicht, aber die jungen Leute studiren jetzt förmlich, sie studiren Botanik und einen Theil des Camerale, d. h. der Staatswirthschaft; denn der Förster soll ja jetzt den Wald für den Staat bewirthschaften. Die Flinte, der Hirschfänger, die Hunde, die grüne Kleidung — das alles hat er nur noch pro forma, und weil es so Herkommen ist, das Etwasgelernthaben ist aber jetzt die Hauptsache. Deßwegen muß ein dermaliger Förster die Universität besucht haben in Tübingen oder auf den Vice-Anstalten von Hohenheim und Bebenhausen, bei dem Oberförster, Kreis-Oberforstmeister, Professor von Wiedenmann, und dann muß er von der Pike auf

dienen. Zuerſt wird er Waldſchütz, dann Forſtwart, dann Förſter und erſt, wenn er ein gutes Examen gemacht hat und die Verhältniſſe ſich ſonſt machen: Oberförſter.

Ein jeziger Förſter muß ſchreiben können, und nicht blos ſeinen Namen und etwa einen ſchlechten Liebesbrief, ſondern Rechnungen muß er ſchreiben können, und zwar Rechnungen, die er ſelbſt gemacht hat. Freilich kommt das Manchem ein bischen ſpaniſch vor, und er läßt ſich ſeine Rechnungen von Andern ſtecken, nämlich wenn er es nicht ſelbſt kann, aber die Meiſten thun's doch ſelber, erſtens, weil's ſonſt Geld koſtet, und zweitens, weil er doch dafür verantwortlich iſt. Wie ganz anders ſteht er nun dem Bauern gegenüber? Roh iſt er zwar immer noch etwas, und wenn nicht roh, doch wenigſtens derb und grob. Das kommt daher, wie er ſagt, weil er viel mit den Landleuten zu thun hat und ſich immer in der freien Natur bewegt; denn im Zimmer hinter dem Arbeitstiſche bleibt er ſo kurz als möglich. Hebe er aber einmal den Stock auf, oder ziehe er gar den Hirſchfänger, da wird er ſehen, wie man mit ihm umſpringt! Darum klagen auch die Forſtleute in Menge, daß es ſo ſchlecht mit ihnen gehe und daß man ſie nicht mehr Förſter, ſondern Waldaufſeher nennen ſollte, und darin haben ſie auch nicht ganz Unrecht, denn das Jagen iſt ſehr aus der Mode gekommen, hauptſächlich deßwegen, weil das Wild in manchen Gegenden ganz verſchwunden iſt. Sonderbarer Weiſe hegt man die Meinung, die Früchte des Ackers ſeyen mehr werth, als ein Haſe oder Hirſch, und was wird erſt geſchehen, wenn man nur noch einheizt mit Torf oder Steinkohlen? die Wälder ſind ja jezt ſchon genug gelichtet durch das neumodiſche Waldcultur-Syſtem und es iſt ſo hell darin, daß man oft bequem Scheibenſchießen könnte, ohne einen Baum zu treffen.

Der Förſter hofft immer auf beſſere Zeiten, nämlich auf Wiederkehr der alten. Er hat eine fixe Beſoldung von 800 bis 1000 fl. Scheiben = oder Recreations= Schießen ſind ſeine Hauptfreude.

38.

Ein Stuttgarter Theater-Kritiker.

Er iſt gewöhnlich noch ſehr jung, zwiſchen 20 und 35 Jahren, nebenbei Schriftſteller, Journaliſt, vielleicht gar Redacteur eines kleinen Localblattes. Alle Theatertage findet man ihn im Schauſpielhauſe, meiſtens auf dem Parterre und gewöhnlich an demſelben Platze, oft geht er auch in dem Gang auf und ab, um die Leute zu muſtern. Er tritt nicht vorher ein, als bis es daran iſt, daß das Stück ſeinen Anfang nimmt. An der ganzen Haltung kennt man, daß er hier zu Hauſe iſt. Denn er bewegt ſich ſo ungenirt, wie in einem Wirthshauſe. Das erſte, was er thut, iſt, daß er ſein großes Opernglas hervorzieht, der Bühne den Rücken kehrt, und die Gallerieen vor ſeinen Augen vorbei paſſiren läßt. Dann kommt die Muſterung an's Parterre. Da hat er nun eine Menge Bekannter. Er nickt dorthin und an einen andern Ort verſendet er ein Lächeln. Bald verläßt er ſeinen Platz, um mit dieſem oder jenem ein paar Worte zu wechſeln, und dieß thut er ſo vertraulich, ſo flüſternd, daß Jedermann meint, es ſei ſein genaueſter Bekannter, oder die Sache betreffe ein großes theatraliſches Geheimniß. Nun kommt die Reihe an ihn ſelbſt. Es nähern ſich ihm Viele. Man fragt ihn aus, man will ſein Urtheil zum Voraus hören, ob man gleich durchaus nicht damit einverſtanden iſt, man ſucht zu erfahren, welche Sängerin nächſten Sonntag auftreten werde, ob der Schauſpieler, der lezthin hier gaſtirte, für die Bühne gewonnen ſei, ob Demoiſelle Stubenrauch in Prag gefallen habe, ob Herr Seydelmann in

Berlin oder in Wien Vorstellungen geben werde, ob Mademoiselle Haus immer noch heiser sei, und dergleichen mehr, er muß über Alles Rede stehen, was das Theater angeht. Und das thut er, innerlich sehr gerne und sehr geschmeichelt, weil er sich für einen gewichtigen Mann hält, äußerlich aber ganz gleichgültig, nur kurz und oft trocken antwortend, wie wenn ihm das viele Fragen lästig wäre. Dabei hat er den Vortheil, daß er durch sein bedeutsames Schweigen immer noch mehr hinter sich vermuthen läßt, als hinter ihm ist.

Während des Stückes beträgt er sich ganz anders, als gewöhnliche Menschen. Ist es eine neue Oper, oder ein neues Lust- oder Schauspiel, das gegeben wird, so paßt er ausserordentlich auf, anscheinend aber, wie wenn er nichts hörte. Muß er ja doch nachher den Inhalt wieder erzählen, und die handelnden Personen kritisiren! Manchmal schreibt er auch insgeheim eine Bemerkung nieder und er hat es nicht ungerne, wenn man ihn dabei beobachtet; denn daran wird er als Kritiker erkannt. Ist aber das Stück schon längst bekannt, so kann es oft der Fall seyn, daß er sich geradezu umkehrt und gar nicht auf die Bühne sieht. Das sind längst bekannte Geschichten, was soll er die noch einmal hören? oder es ist ein schlechtes Stück, was soll er da hinsehen und sich ennuyiren? Es liegt etwas Verachtendes in dem Sichumdrehen, etwas Sicherhabendfühlendes über solche Alltagsklumpereien, und eine solche Meinung soll man von ihm haben. Deswegen spricht er auch gerne während der Aufführung am liebsten mit fremden Herren oder mit bekannten Frauenzimmern. Wird ein Ballet gegeben, so verläßt er das Parterre und begibt sich auf die zweite Gallerie. Er muß die Füße der Tänzerin beobachten können. Ihre Füße sind ihm die Hauptsache, während sie tanzt. Oft hat er aber auch ihre ganze

Perſon gern. Wenn das Theater aus iſt, ſo pflanzt er ſich am Ausgange auf und läßt die Herausgehenden die Revue paſſiren. Eine ſolche Revue iſt oft angenehmer und unterhaltender, als eine Theater-Revue.

Der Theater-Kritiker iſt für die Schauſpieler eine ſehr wichtige Perſon. Mag das Blatt auch noch ſo unbedeutend ſeyn, in welches die Kritiken geliefert werden, mag auch die Kritik ſelbſt noch ſo ſehr nach Jugend und Unkenntniß im Dramatiſchen riechen, mag auch der Referent durch ſein Referat zeigen, daß er von Muſik wenig oder gar nichts verſtehe, — das Publikum lieſt einmal dieſe Kritiken, man kann darin tadeln oder loben, und es gibt keine eitlere Menſchen, als die Schauſpieler. Darum wird der Theater-Kritiker auch von allen Schauſpielern und Schauſpielerinnen, allen Sängern und Sängerinnen honorirt. Sie grüßen ihn überall zuerſt, und wäre er ſonſt auch eine ganz unbedeutende Perſon; ſie ſprechen freundlich mit ihm und laden ihn zum Mittageſſen ein, ſie machen ihm Complimente und ſind ſeine Freunde, im Innern aber haſſen ſie ihn von ganzem Herzen, wenn er ſie nur einmal getadelt hat. Dieſer oder jener iſt vielleicht nicht mit ihm bekannt, weil er noch nicht Gelegenheit gefunden hat, mit ihm bekannt zu werden, er ſchimpft vielleicht über ihn, und ſucht ihn verächtlich darzuſtellen, als einen Menſchen, über deſſen fades Geſchwätz man ſich hinwegſetzen muß, aber laß ihn einmal zufälligerweiſe Gelegenheit finden, mit ihm bekannt zu werden, gib acht, wie ſchnell er ſie ergreift!

Ein Stuttgarter Theater-Kritiker hat kein Frei-Billet in's Theater. Er würde eines bekommen, wenn er unterthänigſt darum anhielte, und ſich anheiſchig machte, nichts gegen das Theater, und hauptſächlich nichts gegen die Intendanz zu ſchreiben. Verfehlt er ſich hierin einmal, ſo

wird ihm das Frei-Billet wieder abgenommen, es kann auch der Fall vorkommen, daß die hohe Intendanz ſich bewogen fühlt, ihm das Theater ganz zu verbieten. Der Schauſpieler, der eine Benefiz-Vorſtellung hat, ſchickt ihm ſtets 2 Frei-Billete auf die erſte Gallerie.

39.

Das Mädchen aus der Baar.

Sie iſt blond, nicht ſehr groß, ſehr ſchlank und zierlich gewachſen, hat rothe Wangen, feine Züge, blaue Augen und rothe Strümpfe. Die rothen Strümpfe ſind ihre Hauptauszeichnung; ein Mieder — nun das tragen andere Schwabenmädchen auch, obwohl bei ihnen die Bruſt vielleicht nicht ſo feſt eingeſchnürt iſt; einen Faltenrock — nun den hat man überall im ganzen Oberlande, nur vielleicht nicht ſo kurz, denn er geht blos bis auf die Knie und nicht ſo ſehr faltig, denn die Baarmädchen brauchen oft 14 bis 18 Ellen dazu und haben einen Bauſch um die Lenden, wie wenn ſie ſchon 14 Kinder geboren hätten, und der Rock iſt ſo ſchwer, daß eine ſchmächtige Perſon es nicht darin aushalten könnte; lange Zöpfe — nun ſolche tragen alle Bäuerinnen des Schwabenlandes, nur nicht vielleicht ſo lang und nicht ſo breit und keine ſo breite und ſchöne Bänder darin; aber rothe Strümpfe und ein ſolches Bein darin, das hat blos ein Mädchen aus der Baar. Im Winter ſind ſie angenehm, dieſe Strümpfe, aber im Sommer — wollene Strümpfe! denn nicht jede hat ſo viel Geld, um baumwollene oder leinene von dieſer Farbe zu kaufen.

Ein Mädchen aus der Baar iſt ſo herzig als ſein Mund und ſo treuherzig als ſeine Sprache. Es trägt ein Hütchen von gelbem Stroh, ſtülpt es auf das linke Ohr und um das Hütchen herum windet es ein ſchwarzes Band. In der Trauer kommt das ſchwarze Band weg.

Sie iſt ſehr verliebter Natur, aber du irrſt dich ſehr,

wenn du glaubst, sie leicht verführen zu können, weil sie freundlich gegen dich ist. Sie traut dir nicht, weil du fremd bist, und wenn du auch noch so schöne Worte machst. Ihren Buben aber hat sie über alles lieb und gesteht ihm auch alles zu, und ihr Bub liebt sie wieder und heirathet sie noch zur rechten Zeit. Das Kiltgehen ist in der Baar ebenso gut Sitte, als in der Schweiz.

Sie singt gern und tanzt gern. Einige Ausdrücke wie: Dineweg (dennoch), dovo ist koi Red (nein Gott behüte), Hentt d' Wahl (ist mer einerlei) u. s. w. kannst du nur aus ihrem Munde anhören. Am hübschesten ist sie, wenn sie Heu zusammenrecht.

40.

Der Tübinger Student.

Der Tübinger Student iſt entweder Burſche oder Nachtſtuhl. Der Burſche unterſcheidet ſich von dem Nachtſtuhl dadurch, daß er ein mehrfarbiges Band über die Bruſt trägt, d. h. einer Verbindung angehört, der Nachtſtuhl lebt für ſich, oder nur mit wenigen Freunden zuſammen, ſtuhlt, d. h. arbeitet viel, beſucht alle Collegien, macht keine Suiten, iſt ſelten betrunken, hat Angſt vor dem Carcer und duellirt ſich nie. Nur der zu einer Verbindung Haltende wird als wahrer Student betrachtet.

Der Student, der zum Erſtenmal auf die Univerſität kommt, iſt das erſte Halbjahr Craßfuchs, das zweite Halbjahr Brandfuchs, das 3te und 4te Halbjahr Jungburſch, das 5te und 6te Halbjahr Altburſch und vom 7ten Halbjahr an bemoostes Haupt. Fängt einer, der ſchon früher längere Zeiten auf Univerſitäten geweſen war, ſeine academiſche Laufbahn von Neuem an, ſo wird er Goldfuchs. Ein Fuchs hat es ſehr unbequem. Er hat durchaus keinen Verſtand, d. h. in keiner Sache eine Stimme, er muß einen bedeutenden Vorrath von Tabak beſitzen, um des Altburſchen Pfeife damit zu ſtopfen. Auch wird er nicht ſelten von den ältern Studenten in Botenſachen verwendet. Widerſprechen darf er nie.

Der Tübinger Student iſt entweder Stadtburſch, oder Stiftler, oder Convictler. Der Convictler iſt meiſtens Nachtſtuhl. Er iſt etwas roh, etwas unwiſſend, etwas ungebildet und ſehr ſchmutzig. Den ganzen Leib waſcht er nur alle Neujahre. Der Convictor geht mit dem Convictor,

denn ſobald er mit Stadtburſchen umgeht, ſo mag er nimmer Convictor ſeyn. Seine Hauptliebhaberei iſt das Saufen. In einer Stunde ſchüttet er ſo viel Bier in ſich hinein, als ein anderer in vier; denn er hat nur frei von halb 1 Uhr bis 2, und will doch das nämliche Quantum verſchlingen, wie die andern Studenten. Am groben blauen Rocke, der ausſieht, wie wenn ihn der Großvater deſſen, der ihn machte, zugeſchnitten hätte, an der ſchwarzen Halsbinde, mit der er ſich den Hals zugeſchnürt hat, wie wenn er ſich hängen wollte, an den graublauen Hoſen, die nicht einmal bis an die Knöchel gehen, an dem Hemde, das vor ſechs Wochen friſch gewaſchen war, an dem ungekämmten Haare und Barte und an der bäuriſchen Taille, die ſo fein iſt, wie der Fuß eines Elephanten, iſt der Convictor leicht zu erkennen.

Der Stiftler iſt ein ganz anderer Mann. Er iſt kein Schwarzrock mehr wie früher, wo nichts an ihm weiß ſeyn durfte, als Haut und Hemd. Die Liberalität iſt in's Stift eingezogen, und Rock und Hoſen dürfen nun auch blau, grau, grün oder braun ſeyn, bei Weſte und Kopfbedeckung bleibt's bei der ſchwarzen Farbe. Schuhe mit weißen Strümpfen dürfen nicht getragen werden. Roth und gelb ſind verpönt. Der Stiftler hat ſehr viel gelernt. Er verſteht die alten Sprachen aus dem Fundamente und war in dem Gymnaſium immer einer der erſten. Er iſt ſehr ſtolz auf ſeine Gelehrſamkeit und nicht ſelten der Meinung, als ob viel auswendig gelernt haben ſo viel ſei, als viel verſtehen. Zum Pedanten hat er nur eine kleine Steige hinab. Oft iſt er mit einem Sprunge unten. Der Stiftler ſpielt eine große Rolle unter den Studenten d. h. unter den Feuerreitern oder unter den extrem-radical-demagogiſch geſinnten Burſchenſchäftlern. Denn dieſe ſchlagen ſich nicht und er iſt ein abgeſagter Feind des Duellirens.

Nicht deßwegen, weil er keinen Muth hätte, einen großen Geist genirt das nicht, auch nicht deßwegen, weil er nicht schlagen kann, denn der Besuch des Fechtbodens ist ihm verboten und er übertritt oder umgeht dieses Verbot nur selten, sondern deßwegen, weil er glaubt, das Duell widerspreche den Grundsätzen des gesunden Menschen-Verstandes. Blutvergießen ist ohnehin verboten. Um so gewandter ist er aber mit der Zunge und deßwegen wurde er unter der Burschenschaft meist zum Sprecher gewählt. Eben so groß ist sein Einfluß auf dem Museum. Das Secretariat und die Wahl in den Vorstand kann ihm nicht fehlen, sobald er **Primus** oder auch **Secundus** in seiner Promotion ist. Der Stiftler ist sehr fleißig, besucht seine Collegien, macht alle halbe Jahre zwei große Aufsätze, weil er muß, fährt nicht oft fort, weil ihm keine Erlaubniß dazu wird, macht Abends gern auf seiner Stube ein Bierspiel oder ein kleines Geld-Taroc und sehnt sich nach nichts mehr, als in die Stadt hinaus ziehen zu dürfen, d. h. eine Wohnung außer dem Stift sich zu miethen, wobei er dann keine andere Verpflichtung hat, als im Stifte zu essen, und Abends im Wirthshause bleiben kann so lang als die andern Stadtbursche.

Der wahre Student ist der Stadtbursche. Selten ist er Nachtstuhl, sondern entweder Burschenschäftler oder Chorbursch. Der Burschenschäftler trinkt mehr, und der Chorbursch reitet mehr. Burschenschäftler und Chorbursche stehen in immerwährenden Händeln, denn die Burschenschäftler mögen sich nicht so oft pauken, als die Chorbursche gerne möchten, und der Chorbursch hält dafür, die **lex castitatis** sey ein Unsinn. Der flotte Bursch trägt stets Sporen an den Stiefeln und eine lange Pfeife mit Quasten von der Farbe seiner Verbindung. Ein Hund ist ihm unentbehrlich. Morgens erhebt er sich nicht all-

zufrüh, doch immer noch bald genug, um bis 8 Uhr in's Collegium zu kommen. Um 11 Uhr geht es zur Tobiesln zu einem Schoppen Bier und schweinenen Brätchen. Um 12 Uhr geht's zum Mittagessen. Es ist zwar nicht flott, aber auch nicht theuer, mehr als 16 kr. dafür auszugeben, erschiene als ein unverzeihlicher Luxus. Nachmittags geht's auf's Museum, oder auf's Ballhaus. Man trinkt Bier oder Kaffee und liest die Zeitungen. Andere spielen Billard, wieder Andere fangen auch ein Bierspiel an, das bis Abends spät dauert; denn die Nachmittags-Collegien werden meistens geschwänzt, d. h. nicht besucht. Wer kein Bierspiel macht, lungert auf der Straße herum, oder übt sich auf dem Fechtboden ein; denn der größte Stolz für einen flotten Burschen ist, ein guter Schläger zu seyn. Abends geht man auf seine Kneipe, raucht Tabak, daß man vor Qualm einander kaum sieht, und trinkt sich gegenseitig halbe oder ganze Schoppen vor. Des Bierstoff's wird überhaupt sehr viel consumirt, denn der Wein ist zu theuer und nicht burschikos. Man kann in Wein nicht so lange kneipen, als in Bier. Ein flotter Bursche kommt, im Durchschnitt gerechnet, auf 10 — 15 Schoppen von lezterem. Ein ächter Bruder Studio besucht seiten Privathäuser, um da Besuche abzustatten. Er hat keine Zeit dazu und keine Kleidung. Denn seine ganze Equipage besteht aus einem Rock und höchstens zwei Paar Hosen. Eine Weste wird selten getragen, sogar Winters nicht. Um so unentbehrlicher ist eine Cerevis-Mütze und ein Schlafrock, in welch' lezterem sogar nicht selten, besonders Abends, ausgegangen wird, weil's bequemer ist, im Schlafrocke da zu sitzen, als im Rocke, in Hemdärmeln thut sich's auch. Am stolzesten ist er auf ein schönes Pfeifensystem und auf eine Schmarre im Gesicht; die in schön-

ster Ordnung aufgehängten Pfeifen, deren Zahl sich öfters auf ein oder mehrere Duzend beläuft, dienen seinem Zimmer statt der Portraits. Die Narbe ist ein Beweis, daß er sich schon geschlagen hat, und duellirt muß sich ein Bursche haben, sonst hat man keinen Respect vor ihm. Es gibt viele, die vierzig und mehreremal auf der Mensur standen, wie sie es nannten, und doch nicht genug hatten. Die größten Festitäten für einen Studenten sind: eine Burschenleiche und ein Ausritt. Die Ausritte wiederholen sich alle halb Jahre; sie geschehen denen zu Ehren, welche in diesem Semester die Universität verlassen. Man reitet und fährt zwei- und vierspännig entweder nach Nürtingen, oder nach Hechingen, oder nach Calw, oder nach Urach. Auf dem Rücksitze des Wagens, in welchem der Ausgerittenwerdende sich befindet, sitzen zwei Chapeaux d'honneur, Füchse mit ungeheuren gelben Perrücken, Chapeau-bas-Hüte von schwarzgefärbtem Pappendeckel, alten Fräcken mit breiten Schößen und rothen Strümpfen. Die Reiter tragen Fräcke oder polnische Röcke und immer weiße Lederhosen und Kanonenstiefel; vor der Stadt draußen werden nicht selten breite Reitersäbel umgeschnallt. Das ganze Fest endet sich mit Händeln und Betrunkenheit. Ein Chargirter dabei zu seyn, ist die größte Ehre. Die Burschenleichen sind noch pomphafter als die Soldatenleichen, sie werden aber blos einem solchen zu Theil, der sich als Student und nicht als Nachtstuhl gerührt hatte. Die Leiche wird von vier schwarzen Rossen gezogen; auf der Bahre kreuzen sich zwei Schläger; die Kränze kommen von schöner Hand; Convictler und Stadt-Musikanten ziehen voraus, einen Trauermarsch blasend; 12 Chargirte, ganz schwarz gekleidet, in Fräcken, kurzen Hosen, seidenen Strümpfen und Schuhen, die sie aus dem Convict entlehnt hatten; der

Flor ist nirgends gespart, weder an Menschen noch an Pferden; Allen voran schreitet der Pedell, am Grabe halten Geistliche und Studenten Reden; nachher wird das Lied gesungen: Ist einer unsrer Brüder nun verschieden; heimwärts geht's im Schnellschritte mit Walzermusik.

Der Tübinger Student besucht selten eine andere Universität, höchstens Heidelberg. Sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, einmal das Examen mitmachen zu können. Darum präparirt er sich auch darauf oft eben so lange, als er studirt hatte. Als Student hatte er keine Zeit zum Arbeiten. Einmal durch's Examen zu fallen, ist keine Schande, mit Zweimalen geht's noch, das Drittemal muß man durchkommen.

Ein flotter Student braucht jährlich 600 bis 700 fl. Sommers ist er alle Sonntage in Niedernau, Winters fährt er oft Abends nach Rottenburg; denn er liebt den Katholicismus an dem weiblichen Geschlechte. Im Carcer ist er wenigstens einigemal gewesen. Am meisten Ehre thut er dir an, wenn er dir Schmollis d. h. Dutzbruderschaft anträgt. Eine Beleidigung ist es ihm, wenn du bei der Anrede seinem Namen ein „Herr" voranschickst.

41.

Der Gerichtsbeisitzer.

Der Gerichtsbeisitzer ist ein Stadtrath, und hat von der Stunde, in der er zu thun hat, 6 kr.

Der Gerichtsbeisitzer ist als solcher nie allein, sondern da ist allerdings zuerst er, dann der Oberamtsrichter, dann sein Amtsbruder, der Stadtrath und Gerichtsbeisitzer so und so, dann der Amtsdiener, wenn man ihn ruft. Der Gerichtsbeisitzer heißt auch **Scabine**, und ist ein Ueberbleibsel der alten öffentlichen Gerichte der Deutschen. Er soll die Geschwornen-Gerichte der Franzosen und Engländer überflüssig machen. Wenn also der Oberamtsrichter einen Verbrecher zu verhören hat, so müssen zwei Gerichtsbeisitzer dabei seyn. Der Oberamtsrichter sitzt an einem langen grünen Tische oben an, auf beiden Seiten neben ihm die zwei **Scabinen**, unten gegen die Thüre zu steht der Inquisit. Der Oberamtsrichter stellt nun seine Fragen, sehr scharfsinnige Fragen, die er sich vorher ausgedacht hat, die Gerichtsbeisitzer müssen dagegen obacht geben, ob Alles den gehörigen Gang geht; absonderlich ob keine Fragen vorkommen, die schon einmal beantwortet waren, und nur deswegen gestellt werden könnten, um den Angeklagten hinterlistig in Verwirrung zu bringen. Der Gerichtsbeisitzer gibt auch obacht, aber auf seine Weise, nämlich er denkt an andere Sachen, oder an gar nichts — eine seltene Kunst, worin er es nicht selten sehr weit gebracht hat, manchmal schläft er auch, und hierin hat er durch viele Uebung eine besondere Fertigkeit erlangt. Er schläft sitzend, ohne zu schnarchen und

ohne den Kopf zu ſenken. Das würde ſtörend einwirken und man könnte es merken. Zuweilen ſchläft er auch mit offenen Augen, was auſſer ihm nur noch die Kohlhaſen können. Der Oberamtsrichter aber verhandelt fort, als ob Alles in Ordnung wäre. Endlich iſt das Verhör geſchloſſen. Der Oberamtsrichter unterſchreibt, der Gerichtsbeiſitzer unterſchreibt und der Inquiſit unterſchreibt; zufrieden geht man nach Hauſe zum Mittageſſen, denn die Sitzungen ſind meiſtens des Vormittags.

Der Gerichtsbeiſitzer iſt ein verſchwiegener Mann. Er ſagt durchaus nichts von dem, was in den Sitzungen vorgegangen iſt. Er darf auch nichts ſagen, das liegt in ſeinem Amte und in der Handtreue, die er darauf abgelegt, er weiß daher immer mehr als andere Menſchen, und ſeine Miene iſt immer bedeutend wichtiger, wenn er vom Oberamtsgericht kommt, als ſonſt gewöhnlich. Nie iſt ſie aber ernſter und ſtrenger, als wenn das Verhör einen Politiſchen d. h. einen Majeſtäts-Verbrecher betrof. Der Gerichtsbeiſitzer aber iſt ſtill, trotz dem, daß er alles dieſes weiß. Frage ihn ſo oft du willſt, er ſagt dir kein Wort. Aber laß ihn gehen, ſei mit ihm in Geſellſchaft, bringe ihn bei einem Schoppen auf die Geſchichte, brich dann ſchnell ab, als ob du nichts davon wiſſen wollteſt, bringe ihn wieder darauf und brich dann noch einmal ab, gib acht, dann gibt er weich. Sollte er dich glauben laſſen, die Sache ſei ſo unwichtig, daß man nicht einmal neugierig wäre? weit gefehlt, lieber erzählt er dir Alles, oder wenigſtens ſo viel, als er ſelbſt weiß, und aus dieſem kannſt du dann das Ganze errathen.

Nur eines iſt dem Gerichtsbeiſitzer drückend. Nicht etwa das, daß er wenig oder nichts von den Geſetzen verſteht und daher auch nicht tauglich iſt, ſeinem Amte gehörig nachzukommen, aber das, daß die Sitzungen oft

bis über 11, oder gar bis über 12 Uhr dauern. Ach Gott! die Suppe wird kalt, und was wird ſeine Frau dazu ſagen? Auch ſollte er dieſen Mittag auf das Feld. Doch 6 Stunden Gerichtsſitzung bringen 36 kr. ein und das iſt auch etwas.

Der Gerichtsbeiſitzer iſt außer dem, daß er Stadtrath iſt, auch noch Waiſenrichter, Kirchenconventsmitglied, Mitjaſager beim Stiftungsrath und Feuer- oder Bauſchauer.

42.

Der Schreiber.

Wie doch Alles herunter kommen kann! Was war der Schreiber früher, und was ist er jezt!

Früher war er derjenige, aus dem man einen Stadtschreiber und einen Oberamtmann machen konnte. Alle Aemter, welche Polizei, Verwaltung, Rechnungswesen, Geldeinziehen u. s. w. betrafen, sie alle waren von ihm und seines Gleichen besetzt. Mancher brachte es sogar bis zum Minister. Jezt ist er nur Gehülfe: Gehülfe bei einem Verwaltungs-Actuar, Gehülfe bei einem Schultheißen, Gehülfe bei einem Notar, Gehülfe bei einem Kameral-Amte, Gehülfe bei einem Oberamte, Gehülfe bei einem Ober-Amtsgerichte. Wirklicher Zeit muß alles studirt haben, wissenschaftliche Bildung genossen haben, Universitäten besucht haben. Das macht den Mann. Der bekommt eine Stelle, und wenn er auch keine praktischen Kenntnisse hätte, weil er nie in einer Schreibstube war.

Mit der Schreiberei ist es rein aus. Ein Schreiber wird in seinem Leben nichts mehr. Und warum? Erstens, weil er nichts werden kann, zweitens, weil er nichts werden will, und drittens, weil er überhaupt nichts wird. Wo hat es ein Schreiber in gegenwärtiger Zeit weiter gebracht, als höchstens zum Amts-Notar, Verwaltungs-Aktuar oder Dorf-Schultheiß? Stadtschultheißen-Aemter stehen schon zu hoch; denn auf diese machen prozeßlose Advokaten und 40jährige Oberamts-Aktuare Jagd. Wie könnte es aber auch ein reiner Schreiber weiter bringen? Kann er denn jezt noch in einer Schreibstube etwas lernen?

Die Aemter ſind alle getrennt. Wer bei einem Kameralamte incipirt hat, kann bei keinem Oberamte eintreten, und wen ein Verwaltungsactuar einſchulte, der kann kein Oberamtsgerichtsgehülfe werden. Oder ſollte er vielleicht, wenn er drei Jahre lang bei einem Stadtſchultheißen gelernt hat, noch andere drei Jahre als Volontair bei einem Amtsnotar den Abſchreiber machen? Wollte er einen Begriff von Allem, was ein Schreiber wiſſen ſollte, in ſeinen Kopf hinein bekommen, ſo müßte er wenigſtens viermal ſo lang lernen, als er es wirklich thut. Das will der Schreiber nicht. Denn der Schreibersgehülfe hat Bewußtſeyn und Ehrgefühl, und mancher, wenn er nur ein Jahr lang Abſchreiber war, glaubt ſchon Alles zu wiſſen, wenigſtens mehr, als der, deſſen Manuſcript er abgeſchrieben. Als Incipient iſt der Schreiber, was der Seminariſt in den niedern Klöſtern, oder der Gymnaſiaſt in Stuttgart oder Heilbronn, ein angehender Renommiſt, einer, der zu rauchen anfängt und alle Woche einmal in's Wirthshaus zu gehen wagt. Als Schreibereigehülfe iſt er das leibhafte Conterfey zu einem wahren Studioſus. Er trägt Sporen an den Stiefeln, etwelche Haare an der Oberlippe, die er Schnurrwichs nennt, und eine Reitpeitſche in der Hand. Beſitzt er nun vollends einen Hund, und hat ordentlich trinken gelernt und kann einige feine Commercelieder ſingen, ſo fehlt ihm durchaus nichts zu einem Manne von Bildung, wie er meint. Und doch hat er es mit all' dem nicht einmal zum Studenten gebracht. Denn es fehlt ihm etwas, was den Bruder Studio auszeichnet, und an dem man dieſen erkennt in der ſchlechteſten wie in der nobelſten Geſellſchaft, es fehlt ihm — der Pli eines Studenten. Student'ſche Derbheit wird bei ihm zur Rohheit, student'ſcher Leichtſinn wird bei ihm Liederlichkeit. Er hat nichts gelernt und will

nichts lernen. Weil sein Geist keine Resourcen hat, so fehlt ihm der Humor, der auch den liederlichsten Studenten in Gesellschaft noch angenehm macht. Das letzte Asyl eines liederlichen Schreibers, wenn er nicht als solcher absterben will, ist: Soldat und Fourier zu werden.

Da war der frühere Schreiber ein anderer Kamerad. Wenn er daher trabte, der Herr Substitut, auf seinem Braunen, wenn er mit den Sporen klirrend und mit dem Säbel, den er nie vergaß, rasselnd die Stiege des Wirthshauses hinanstieg, was machten da die Bauern für Augen und schnitten Kratzfüße, und der Herr Schultheiß, in Begleitung des ganzen Gemeinderaths, kam ehrfurchtsvoll mit der Mütze in der Hand und bekomplimentirte den hohen Herrn. Denn vor dem geringsten Schreiber hatte man damals mehr Respect, als jetzt vor einem Geheimen-Rathe. Ueber einen Stadtschreiber gieng gar nichts. Denn damals hatte der Schreiber noch Gewalt und Geld; aber arbeiten mußte er, und etwas gelernt haben mußte er, um sein Geld zu verdienen. Was er jedoch wußte, das hatte er auf der Stadtschreiberei gelernt. Es war eine gute Schule, diese Stadtschreiberei. Man lernte damals so viel darauf, als jetzt ein Verwaltungs-Actuar, Amts-Notar, Pfand-Commissär, Steuer-Commissär u. s. w. zusammen wissen. Dort lernte man auch sitzen, sechs Stunden hinter einander hinsitzen und immer fortarbeiten. Dann aber, wenn die sechs Stunden vorüber waren, dann lebte der Schreiber in dulce jubilo und das Geld mußte wieder hinaus, das mit flüchtiger Hand des Vormittags verdient war. Von Bildung wußte er freilich wenig, eigentlich gar nichts. Denn er las nichts, was nicht zu seinem Fach gehörte, höchstens Romane. In Gesellschaft betrug er sich höchst ungeschliffen; denn er besaß viel von Hochmuth, Anmaßung und Grobheit. Ausser

seinen Schreiberei-Kenntnissen, die er für das Höchste hielt, das es in der Welt gebe, baute er ganze Schlösser auf seinen Verstand, der angeborne Mutterwitz stand sogar so hoch in seiner Meinung, daß er die Behauptung: die Erde sei rund und drehe sich, geradezu für Unsinn erklärte.

Der alte Schreiber ist nicht mehr, der neue ist gar nichts. Mit dem alten Schreiber hörte viel Unfug auf, und dem Bauern wird nicht mehr willkührlich Geld abgezwackt. Jezt hat man statt einem Schreiber drei, und die Besoldungen dieser Drei betragen gerade so viel, als früher jener Einzelne für sich nahm.

43.

Ein Stuttgarter Buchhändler.

Der Stuttgarter Buchhändler iſt ein gemachter Mann, und ein vornehmer Mann. Früher war er es gerade nicht. Er war vielleicht einmal Nachdrucker, oder doch Antiquar, d. h. er ſtahl den Verlegern und Schriftſtellern ihre Werke und gab ſie für ſich heraus, oder er kaufte alte benüzte oder auch nicht benüzte Bücher von Studenten und Gymaſiaſten und verkaufte ſie wieder mit einem Agio von 200 Procent. Vielleicht iſt er auch Kaufmann geweſen, oder war er ein Ausländer, der anderswo die Buchhändlerkunſt erlernt hatte und nun den guten Schwaben die Ehre anthun wollte, ſie hier an den Mann zu bringen. Immer war er ein Mann, der ſich etwas Geld erworben hatte. Da ſah er nun, daß Andere als Buchhändler gute Geſchäfte machten, alſo wollte er auch gute Geſchäfte machen, und ward auch Buchhändler. Anfangs blos ein ſehr beſcheidener Buchhändler, nur ein Sortimentshändler und Leihbibliothek-Inhaber. Es war ihm genug, von Werken, mit denen andere Leute ihr Glück risquirten, ein Drittheil des Erlöſes zu beziehen und er ſchämte ſich nicht, für Jedermann in ſeinem Laden dienſtfertig zu ſeyn, und ein Buch tagweiſe für 1 Kreuzer auszuleihen. Viele Kreuzer machen auch einen Gulden. So kam er endlich zu etwas Geld; nun beſchloß er, Verlagshändler zu werden, wiederum Anfangs ein beſcheidener und ſtiller Verlagshändler. Er wagte es zuerſt nur mit der Ueberſetzung eines franzöſiſchen oder engliſchen Romans. Das Honorar war gering; alte Studenten, die für's Geld

schreiben, und Lieutenants, Hauptleute und sogar Obersten, die zu ihrer Gage sich noch ein kleines Taschengeld verdienen wollten, übersetzten ihm 3 Bände um einen Spottpreiß, was lag ihm daran, wie es übersetzt war, wenn's nur gieng! In der Anzeige hieß es doch: übersetzt von dem durch seinen fließenden Styl und als Kenner der französischen Sprache längst bekannten **. Der erste Verlags-Artikel hatte bald einen andern zur Folge. Größere Werke, vielleicht gar die gesammelten Schriften dieses oder jenes berühmten ausländischen Schriftstellers wurden übersetzt. Die Sache machte Glück. Immer neue Spekulationen reihten sich an. Der Buchhändler wurde bekannt. Die Schriftsteller regten sich. Eine Menge Manuscripte wurde eingesandt und noch mehr Anträge gemacht. Der Vielerfahrene wagt sich nun an Herausgabe von Original-Werken, und der Uebersetzungen wird nicht mehr gedacht. Solche Lappalien überläßt man den jungen Anfängern. Der Detailhandel, d. h. der Sortimentshandel, wird zwar noch nicht sogleich aufgegeben, aber doch bald an einen Dritten verkauft; denn unser Buchhändler ist nun nichts mehr als Verleger. Er hat sein Glück durch dieses oder jenes Werk gemacht, viele berühmte Schriftsteller, die ihm ihre Manuscripte anbieten, auf seiner Seite, und ist überhaupt nun ein sehr vornehmer Mann geworden.

Der Buchhändler ist stets erschrecklich beschäftigt, vor lauter vielerlei Denken weiß er oft gar nicht, wo ihm der Kopf steht. Er sagt es selbst, und man darf ihm glauben. Den ganzen Tag ist er auf seinem Bureau, oder in der Druckerei, oder mit gelehrten Besuchen in seinem Zimmer auf und abgehend. Er muß alles selbst übersehen, alles selbst visitiren, und wenn er nur auf einen Augenblick sich entfernt, so steht die ganze Maschine still — nach seiner Meinung. Wenn er einmal ausgeht, so thut er es

nur ſeiner Geſchäfte halber; aber auch da iſt er in ſeinen Gedanken ſtets beſchäftigt. Man ſieht's ihm an, daß er nachdenkt. Er hängt den Kopf zur Erde, zieht die Augenbrauen zuſammen, entwickelt einige Falten im Geſicht und verzieht den Mund, als ob er ein ſechsſylbiges Räthſel auflöſen müßte. Die Kleidung iſt elegant, ſtets neumodiſch, aber auch immer etwas nachläſſig; denn ein Buchhändler muß geiſtreich ſeyn, da er blos geiſtreiche Schriften verlegt; Nachläſſigkeit aber gibt einen geiſtreichen Anſtrich. Am intereſſanteſten iſt er, wenn er einen Schriftſteller bei ſich empfängt. Iſt es ein gewöhnlicher Schriftſteller, oder vielmehr ein ungewöhnlicher, d. h. ein ſolcher, der in der literariſchen Welt noch gänzlich unbekannt iſt, ſo behandelt er ihn ſehr kurz, ſpricht meiſtens „nein" und beſtellt ihn auf ein andermal, weil er jezt keine Zeit habe. Macht ihm dieſer einen Antrag wegen eines neuen Verlagswerkes, ſo hat er ſtets dieſelbe Entgegnung: ſeine Preſſen ſind ſchon gänzlich beſchäftigt, er hat ſchon zu viel für dieſes Jahr übernommen, um etwas Neues beginnen zu können. Eine Stunde darauf kommt ein anderer Schriftſteller. Es iſt einer, der mit ihm in Verbindung ſteht, von dem er ſchon Werke verlegt hat. Den behandelt er nicht ſo, wie den erſten, nichts weniger als herablaſſend oder hochmüthig, vielmehr ſpricht er mit ihm als bon Ami oder als bon Camarade, denn ſie ſtehen gut mit einander. Iſt das Werk gut gegangen, ſo iſt der Buchhändler ſehr freundlich. Man ſieht's ihm an, daß er noch mehr ſolche Manuſcripte haben möchte. Iſt das Werk nicht gut gegangen, ſo läßt der Verleger den Verfaſſer fühlen, daß er es iſt, der ihm Geld gibt. Wenn ſie ſich von einander trennen, ſo geben ſie ſich immer die Hand zum Abſchied. Nun kommt ein berühmter Schriftſteller. Er kommt nicht, um ein Werk anzutragen, denn

ein berühmter Schriftſteller trägt kein Werk an, ſondern gibt höchſtens Manuſcripte her, wenn er ſehr darum gebeten iſt. Er kommt nur zu dem Buchhändler, um nach einem gewiſſen Verlags-Artikel zu fragen. Ei, wie wird da der Buchhändler geſchmeidig und höflich! wie geht er dem fremden Herrn entgegen! wie verzieht ſich ſein Mund zum Lächeln und ſeine Miene zum Freundlichſeyn! wie artig begleitet er ihn und bittet ſich das Vergnügen noch einmal aus! der Mann hat einen berühmten Namen, und wenn man von dem ein Manuſcript bekommen könnte, ſo würde man einen ſchönen Profit machen.

Der Buchhändler hat ſeine eigenen Leute, die ihm die eingehenden Manuſcripte durchleſen. Sie müſſen ihm ihr Urtheil ſagen, damit er weiß, ob er das Werk in Verlag nehmen ſoll, oder nicht. Das iſt für Theologie ein Prälat oder Conſiſtorialrath, für Jurisprudenz ein Obertribunalrath, und für Medicin ein Medicinalrath. In Sachen der ſchönen Literatur entſcheidet ein bekannter Kritiker. Solche Empfehlungen helfen ſehr viel, der Buchhändler ſagt aber nie, daß ihm von dieſer oder jener Seite etwas über dieſes Buch geſagt worden ſey. Nein, er hat's ſelbſt geleſen und ſein Urtheil darüber iſt ganz ſelbſtſtändig. Warum ſollte auch ein Buchhändler kein richtiges Urtheil haben, da er ſo viel zu beurtheilen hat! Weiſt er jedoch das Manuſcript zurück, ſo darf man ſicher ſeyn, daß er ſich auf eine Autorität beruft, auch wenn er das Werk Niemanden hätte leſen laſſen; denn er ſelbſt will Niemanden vor den Kopf ſtoßen.

Der Buchhändler wohnt ſehr ſchön. Früher als Leihbibliothekar und Antiquar wohnte er neben draußen in einer ſchlechten Miethwohnung. Als Verleger hat er ein eigenes Haus oder wenigſtens eine Wohnung in einer der ſchönſten Lagen. Seine Apartements ſind ſehr nobel ein-

gerichtet. Er hat seinen besondern Arbeitstisch auf dem Bureau, wenn du aber zu ihm kommst, so führt er dich auf sein Arbeits-Zimmer. Der Boden ist mit einem Teppich belegt, der Armoir, an dem er schreibt oder auch nicht schreibt, hat ihn sehr viel Geld gekostet, die in wohlgeordneter Unordnung darauf liegenden Briefe liefern einen Beweis von seiner großen Correspondenz; nebenan steht ein Glaskasten, wo verschiedene Werke aufgestellt stehen und eine ganze Reihe davon schön eingebunden in Halbfranz mit einem goldenen Titel. Die zeigt er dem Fremden mit besonderem Stolze, denn das sind seine Verlagswerke. Warum sollte er auch nicht stolz seyn, da sie ihm mehr Nutzen gebracht, als vielleicht dem Verfasser.

Der Buchhändler ist ein sehr geachteter Mann unter seinen Mitbürgern und hat nicht selten in städtischen Angelegenheiten auch ein Wort mitzusprechen. Zu allen gelehrten oder geselligen Vereinen gehört er ohnehin. Eines seiner höchsten Ziele ist: Ausschußmitglied auf dem Museum zu werden. Er spricht immer davon, sich von seinen Geschäften zurückzuziehen; denn er will, daß man ihn beklage, weil er sich gar keine Ruhe gönne, aber vom Zurückziehen ist keine Rede. Wie könnte er nur Zeit dazu finden? Und soll er denn einem Andern es vergönnen, an einem neuen Verlags-Werke reich zu werden, da er dieses doch selbst übernehmen kann?

Der Buchhändler bleibt sich gleich bis an sein seliges Ende.

44.

Der Aelpler.

Der Aelpler iſt nichts anderes, als der Bewohner der Würtembergiſchen Alp und ſo rauh als dieſe. Er iſt ſehr arm, aber noch mehr genügſam. Er iſt ſehr unwiſſend, aber noch mehr gutmüthig. Sein größter Genuß iſt eine warme Stube; dieſe liebt er ſo heiß, daß kaum ein Schwarzwälder es darinnen aushalten könnte.

Der Aelpler lebt ſehr ſparſam. Seine Hauptnahrung beſteht in Habermuß, Kartoffeln und Knödeln. Knödel liebt er über Alles und überhaupt Mehlſpeiſen. Waſſer trinkt er ſehr viel, Wein gar keinen. Letzteres hauptſächlich deßwegen, weil er keinen hat und nicht ſo viel Geld beſitzt, um ſich welchen zu kaufen. Das Waſſer gibt bisweilen Anlaß zu großen Streitigkeiten; denn es iſt oft gar ſelten, muß manchmal weit herbeigeführt werden, und wird als Waare behandelt. Jede Hausmutter bekommt täglich ihre beſtimmte Portion, die Frau Schultheißin und die Frau Pfarrerin ausnahmsweiſe und als Ehrentrunk wohl auch zwei Rationen.

Der Aelpler iſt ſehr thätig, er baut Flachs und ſeine Frau ſpinnt ihn. Hafer gedeiht auch, für den Dinkel aber iſt's zu rauh. Die Haupt-Erwerbsquelle iſt aber das liebe Vieh. Jeder Aelpler iſt in ſeiner Jugend Viehhirt geweſen, und das Viehhüten hat ihm immer mehr Freude gemacht, als das Schulgehen. Iſt es denn nicht viel angenehmer an einem Rain zu lagern und die Kühe und Ochſen und Kälber blähen zu hören, oder mit Stuten und Fohlen in die Wette zu ſpringen, als von dem Herrn

Schulmeiſter ſich Schläge geben zu laſſen und langweilige Buchſtaben hinzumalen? Der junge Burſch bleibt Viehhirt oft bis in ſein 20ſtes Jahr, iſt außerordentlich geduldig und bringt ganze Stunden damit zu, daß er gar nichts denkt. Oft treiben aber die Buben ihre Heerden zuſammen und dann verfallen ſie auf allerhand tolle Streiche, beſonders lieben ſie es, auf den ihnen anvertrauten Fohlen ſo herumzujagen, daß es ein Wunder iſt, wie ſie nicht alle Tage ein paarmal Hals und Bein zu brechen genöthigt ſind. Bei den Fohlen war's ſchon der Fall; aber dann weiß der kleine Schurke immer eine Entſchuldigung. Eine Hauptfreude für ihn iſt mit der Peitſche zu knallen und ſich auf freiem Felde ein Feuer anzumachen.

Der Aelpler iſt durchaus kein Bewunderer der ſchönen Natur, obgleich die Alp mit ihren Thälern die ſchönſte Gegend Würtembergs iſt. Die vielen Ritterburgen, die rings herum auf den Bergſpitzen oben bald ganz erhalten, bald in Trümmer zerfallen, an vergangene Zeiten erinnern, ſieht er wohl alle Tage, aber er weiß durchaus nichts von ihrer Geſchichte. Ueberhaupt hat er gar keinen Sinn für das Romantiſche, und eine der herumweidenden Schaf-Heerden wäre ihm lieber, als tauſend alterthümliche Gebäude.

Der Aelpler iſt ſehr ausdauernd und kann das Bergſteigen gut ertragen.

45.

Der Amtsdiener.

Der Amtsdiener ist entweder Oberamtsgerichtsdiener, oder Oberamtsdiener, oder Kameralamtsdiener. Der Oberförster hält keinen Amtsdiener, sondern schlägt die Besoldung, die er für diesen zu erheben hat, zu dem Lohn, den er seinem Bedienten oder Kutscher gibt.

Der Oberamts- und Oberamtsgerichtsdiener ist eine sehr wichtige Person. Seine Laufbahn ist vom 20sten Jahre an immer dieselbe. Er wurde Soldat, dann Obermann oder Feldwebel, dann Thürsteher beim Ständehause, dann Amtsdiener. Er ist verheirathet und läßt seine Kinder immer etwas lernen. Der Bube muß studiren, die lateinische Schule kostet ja nichts, weil er schon in der Stadt wohnt; seine Mädchen sind in allen weiblichen Arbeiten geschickt. Sollte der Vater Amtsdiener solche Vortheile ausser Acht lassen, da er so viel mit gebildeten Leuten umgeht?

Dem Oberamts- und Oberamtsgerichtsdiener ist Vieles im Amte überlassen. Er bringt alle Briefe von der Post und alle Briefe auf die Post. Darum weiß er auch, mit wem das Amt zu thun hat, und thut mit diesem Wissen nicht wenig geheimnißvoll. Er muß die verschiedenen Angeklagten vorladen, wenn sie im nämlichen Städtchen sind. Er muß die Gefangenen einsperren und loslassen. Ja, ihm ist es sogar vorbehalten, die Spitzbuben zu prügeln, wenn der Oberamtsrichter vom Gerichtshofe die Befugniß dazu erhalten hat. Am interessantesten ist der Amtsdiener im Angeklagten- oder Parthieen-Zimmer. Kläger und

Angeklagte sind alle seine Clienten. Seine Miene ist ernst und feierlich. Er spricht kein Wort. Alle Anwesenden wenden sich zuerst an ihn, um durch seine Verwendung zu dem Oberamtsrichter zu gelangen; allein der Amtsdiener ist unbestechlich und weder freundliche Worte noch Geld können etwas helfen. Er und der Oberamtsrichter müssen gerecht richten, ist seine Antwort.

Der Amtsdiener trägt meistens einen grauen Rock mit gelben oder schwarzen Knöpfen, und sucht seinem Herrn und Meister so viel als möglich Alles nachzumachen, besonders Gang und Achselzucken. Am leichtesten ist er daran zu erkennen, daß er nie sagt: der Oberamtsrichter oder Oberamtmann hat beschlossen u. s. w., sondern er sagt: ich und der Oberamtmann haben beschlossen, und wenn der Oberamtsrichter Einen prügeln läßt, so heißt's immer: wir haben ihn prügeln lassen.

Auf den Kameralamtsdiener sieht er mit großer Verachtung herab. Dieser ist auch selten Soldat gewesen und war sogar sehr oft ein bloser Schneider. Wer möchte sich auch zu dem hergeben, was dieser thun muß. Der muß pressen. Was das ist, weiß jeder Bauer sehr gut, denn jeder ist auch einmal an Steuern oder sonstigen Abgaben etwas schuldig geblieben und der Kameralverwalter hat ihm einen Termin gesetzt, an dem er bezahlen sollte, aber er konnte nicht und der Presser wurde ihm auf den Hals gejagt, und der lag ihm in's Haus so lange, bis er bezahlte und er mußte ihn verköstigen und ihm überdieß noch einen Gulden Lohn geben. Der Oberamts- oder Oberamtsgerichtsdiener würde sich zu so etwas nicht hergeben; der Kameralamtsdiener aber thut's, weil's Geld einträgt.

Der Kameralamtsdiener ist auf den Dörfern sehr ge-

fürchtet; denn man weiß immer, in welcher Abſicht er kommt. Manchmal paſſirt es ihm auch, daß er von den Bauernburſchen, wenn er Abends oder in der Nacht nach Hauſe geht, zum Lohn für ſein Preſſen tüchtig durchgewalkt wird.

46.

Ein Stuttgarter alter Junggeſelle.

Die Schwaben ſind alle dafür bekannt, daß ſie gerne heirathen, auf Dörfern und in kleinen Städten gibt's ſelten oder nie Hageſtolze. In Stuttgart aber ſind ſie nicht rar.

Ein alter Junggeſelle wird man im 36ten Jahre, ein ſehr böſes Jahr für ledige Männer.

Der alte Junggeſelle iſt gewöhnlich ſehr gut gekleidet, damit wenigſtens Etwas an ihm nicht alt iſt; ſein Rock iſt ſehr eng, damit er ein bischen ſchlank ausſieht; ſein Geſicht etwas faltig, aber ſonſt blühend, weil er ſich nichts abgehen läßt.

Ein alter Junggeſelle iſt wider ſeinen Willen ledig, er weiß aber viele Gründe anzuführen, warum er nicht heirathete. Das einemal war ſie ihm zu arm, das anderemal zu ſchnippiſch, das drittemal zu einfältig, das viertemal zu häßlich, das fünftemal zu alt u. ſ. w.; immer war es aber er, der die Parthie aufgab. Wir glauben ihm auch, daß er manche Parthie hätte machen können. Ja, könnte er ſie nicht noch jezt machen? Könnte er nicht noch jezt alle Tage und alle Stunden ankommen? Würden nicht noch jezt, wenn er ſeine zehen Finger ausſtreckte, an jeden derſelben ſich zehen der reichſten, ſchönſten und jüngſten Mädchen hängen, wenn er nur die Barmherzigkeit hätte, ſie zu faſſen, und würden nicht alle 99 vor Aerger berſten, ſo wie er die 100ſte ſich zur Frau erkieſt hätte? Aber das will er nicht, ſo Menſchenleben auf's Spiel ſetzend iſt er nicht; darum ſtreckt er ſeine

zehen Finger nicht aus, ſondern macht lieber einen anonymen Antrag im ſchwäbiſchen Merkur, oder gibt einem guten Freunde den Auftrag, ihm für eine Eheliebſte zu ſorgen, die ihn dann erſt nicht nimmt, ſobald ſie erfährt, von wem die Werbung ausgeht. Es nimmt ihn keine, die jung iſt, oder ſchön iſt, oder Geld hat. Unter ſolchen Umſtänden kann ſie Andere haben. Sie thut aber ſehr Unrecht daran, denn er iſt der ſchönſte, kräftigſte und paſſendſte Mann von der Welt, er ſteht in ſeinen beſten Jahren, ohne ein junger Laffe zu ſeyn, er würde eine Frau auf's liebevollſte behandeln, und alles dieſes iſt wahr, wenn man *ihn* hört.

Ein Hageſtolz führt entweder ſeine eigene Menage, d. h. er hält ſich eine Haushälterin. In dieſem Falle iſt er ſchon kein rechter Hageſtolz mehr, denn die Haushälterin vertritt in mancher Hinſicht die Stelle der Ehegattin. Ein ſolcher kommt in keinem Falle mehr zum Heirathen, es ſey denn, daß er die Haushälterin nehme. Denn die Haushälterin läßt ihn nicht los, ſondern hält mit ihm aus in Leid und Freud und wird alt mit ihm und tyranniſirt ihn ärger, als eine den Pantoffel brauchende Frau und er muß ſie in's Teſtament ſetzen und muß ihr begegnen, wie Se. Hochwürden der katholiſche Pfarrer ſeiner Köchin. Meiſtens jedoch hat der Hageſtolz ſeine Koſt im Wirthshaus. Er iſt Jahres-Abonnent an der table d'hôte im König von England, oder im Würtembergiſchen Hof, oder im Adler, oder im Schwanen, oder im Hirſch, oder im Grosfürſten, oder im Muſeum. Kleinere Gaſthöfe wählt er ſelten, es müßte denn ſeyn, daß er kein Geld hätte. Der Jahres-Abonnent zahlt nur die Hälfte von dem, was die Fremden zahlen. An der table d'hôte ißt er aus dreierlei Gründen, 1.) des Eſſens halber, 2.) des Trinkens halber, 3.) der Leute halber. Des Eſſens halber — ich habe ſchon

welche gesehen, die gar nichts sprachen über Tisch, nicht rechts, nicht links schaueten, sondern nur immerfort aßen und so viel aßen, daß sie kein Frühstück und kein Abendbrod nöthig hatten, und wenn der Wirth sie auch für anderthalb Mann rechnete, so kam er doch noch in Schaden. Des Trinkens halber — im Wirthshause fällt es nicht auf, wenn man sich nach Tische einen oder zwei Schoppen mehr geben läßt, als Andere trinken, und im Wirthshaus gibt's immer einige, die bei einem sitzen bleiben und ein paar Flaschen Champagner herausrathen oder herauswürfeln. Der Leute halber — in einen Gasthof kommen stets viele Fremde, Reisende aus dem Inlande und Auslande, und man erfährt Neuigkeiten aller Art. Manchmal erscheinen auch Damen an der Tafel. Es sind oft hübsche junge Damen; welches Glück, sie mit dem Glase beschauen zu können, oder sich an ihre Seite vermöge des Gasthofrechts setzen zu dürfen! Wie leicht kann sich da eine Bekanntschaft anknüpfen! wie leicht könnte man da eine Eroberung machen! übrigens ist die gewöhnliche Tisch-Unterhaltung der alten Junggesellen nicht geeignet, von zarten Ohren ohne Erröthen und Augenniederschlagen vernommen zu werden.

Der alte Junggeselle hat viele Eigenheiten, die hauptsächlich in Ungeschliffenheiten bestehen. Es fehlt ihm Jemand, um die Ecken an seinem Character abzuschleifen. Besonders läßt er sich nicht gerne an die Zeit binden und versteht es nicht, häuslich zu seyn. Hat er doch kein eigenes Hauswesen und Hauskreuz! Seine Haupt-Niederlage ist das Wirthshaus. Im Wirthshaus frühstückt er, im Wirthshaus ißt er zu Nacht. Er ist daher im Essen auch etwas verwöhnt und ißt lieber von Fleisch als von Mehl. Auch ist er ein bischen eigensinnig, denn er hat Niemand, der ihm seinen Willen durchkreuzet. Am lieb-

ſten geht er in ſolche Kneipen, wo entweder ein hübſches Kellermädchen, oder eine hübſche Tochter, oder eine hübſche Frau, oder alle drei Hübſchheiten zuſammen ihm ſeinen Schoppen bringen. Vor 11 Uhr geht er nie nach Haus. Vor 7 Uhr ſteht er nie auf, außer Sommers am Sonntag, weil er da an den Cannſtadter Sauerbrunnen muß. Im Actiengarten fehlt er am Samſtag Abend nie. Er iſt ſehr verliebter Natur und liebt oft 6 oder 8 zu gleicher Zeit. Noble Liebſchaften hat er nie. Im Gegentheil iſt es ſehr oft der Fall, daß ihn ſeine Geliebten, außerdem, daß er ſie bezahlen muß, noch extra beſtehlen. Der gute Mann iſt übrigens ſehr mißtrauiſcher Natur, hauptſächlich gegen junge Mädchen, wenn ſie hinter ſeinem Rücken kichern und gegen junge Herren, wenn ſie mit jenen Mädchen Blicke wechſeln. Eine Hauptliebhaberei von ihm iſt ein Abend-Spaziergang, ſo zwiſchen Licht und Dunkel, oder wenn's auch ſchon recht dunkel iſt. Er wählt dazu bevölkerte Wege, ſo wie etwa die Paſſage vom Markt über die Neſenbachbrücke gegen die Hauptſtädterſtraße hin. Dieſen Weg kann er oft in einem Abende ein Duzendmal zurücklegen, bis er ihm entleidet oder bis ihn Geſchäfte abrufen. Seine Wohnung hat er am liebſten parterre, damit er ungenirt iſt, oder auch höher, wenn nur ein abgeſchloſſener Eingang da iſt. Ueber ihre Lage iſt er nicht ſehr delicat, und es iſt ihm ſogar durchaus nicht unlieb, wenn die Fenſter auf einen Brunnen hinausgehen. Die Waſſernymphen können ihn in ſeinen Meditationen nicht ſtören. An Werktagen ſieht man ihn gewiß über den Markt gehen und bei der Meſſe iſt er alle Tage gegenwärtig, beſonders in der Nähe von Buden, in denen Putzwaaren verkauft werden. Landpartien liebt er außerordentlich, beſonders, wenn junge Mädchen mitgehen. Auch geht

er lieber nach Camstadt und Münster, als nach Degerloch, denn das Bergsteigen ist ihm beschwerlich.

Er wird gewöhnlich bald alt, und bekommt graue Haare, ehe die Zeit, seiner Meinung nach, da ist. Denn da er die Ordnung überhaupt nicht sehr liebt, so passirt es ihm manchmal auch, ein paar Jahre in seinem Leben gar nicht zu zählen. Eine Glatze auf dem Kopfe ist ihm das unangenehmste, was ihm widerfahren kann. Immer heirathet er in ein paar Wochen, und er stirbt gerade ein paar Tage vor seinem bevorstehenden Verspruch mit einer überaus reizenden und ihn liebenden Person von 18 Jahren, die nun leider mit einem Andern sich begnügen muß. Er hat nur lachende Erben. An seinem Todtenbette stand Niemand, der sich um ihn bekümmert hätte.

Der alte Junggeselle ist meist Honoratior und Staats-Diener. Da er in keiner Familie eingeführt ist, so kommt er nie dazu, sein Glück machen zu können. So lange er noch jung war, hatte er zum Heirathen nicht Einkommen genug.

47.

Der Ehninger Krämer.

Der Ehninger Krämer heißt auch Spizen-Krämer und handelt mit allen möglichen Ellenwaaren. Hauptsächlich führt er Halstücher und seidene Bänder. Manchmal läßt er auch Reutlinger Volksbüchlein mitlaufen, und verkauft sie, wie die Calwer ihre Tractätchen.

Der Ehninger Krämer wird Krämer vom 14ten Jahre an. Sobald er die Schule verlassen, bekommt er seine Kiste auf den Rücken, sein Handels-Patent in die Tasche und einen Stock in die Hand. Aus dem Kalender ersieht er, wo die Jahrmärkte gefeiert werden. Und nun geht's fort auf die Handelschaft. In Dörfern und Städten kehrt er ein und es ist immer eine große Freude, wenn er in's Wirthshaus kommt, und in der großen Wirthsstube seine Kiste öffnet und seine Waaren ausbreitet. Welche Herrlichkeiten sind da zu schauen! wie die Mädchen und Bursche gaffen! wie die Frauen ihre Männer stupfen, daß sie ihnen Geld geben, eine Schürze zu kaufen! wie sie sehen und wieder sehen, wie sie handeln und wieder handeln! hätte der Krämer fixe Preise, er würde gar nichts verkaufen; so betrachtet aber Jeder das, was er abhandelt, als Profit. Eine Hauptfreude ist seine Ankunft für die jungen Dirnen von 18 bis 24 Jahren. Muß denn nicht der Marte seiner Gretel einen Brustlaz kaufen oder ein Sammtstück zu einer Haube? Ein Mädchen, das keinen Geliebten hätte, würde sich bei dieser Gelegenheit zu Tode ärgern. Eben so beliebt ist der Krämer bei den alten Männern. Er darf an den Ehrentisch sitzen im Wirthshaus, da wo der Schultheiß und Bürgermeister Platz ge-

nommen. Aber erzählen muß er dafür alles, was er in anderen Städten und Dörfern geſehen, wo er bisher durchgereist, und der Krämer hebt an mit ſeinen Neuigkeiten, Wahres und Falſches durcheinander und wirft mit Hungersnoth, Peſtilenz und Krieg um ſich, als ob's nur Preußiſche Silbergroſchen wären, und erzählt von Städten, die er nie geſehen, und von Menſchen, die er nie geſprochen, und ſeine Geſchichten werden oft ſo lang, als der babyloniſche Thurm hoch war, die Bauern horchen aber aufmerkſam und ſchweigend und rauchen behaglich ihr Pfeifchen dazu, das ihnen aber oft vor allzugroßer Verwunderung ausgeht.

Der Ehninger Krämer bleibt Krämer ſein Leben lang. Alles an ihm iſt Krämer, ſogar ſein Weib. Denn die muß auch herumziehen weit und breit durch ganz Schwaben und Baden und Baiern und hat auch eine Kiſte auf dem Rücken, die nicht viel leichter iſt, als die ihres Mannes, und ſie ziehen ſelten denſelben Weg, weil's profitabler iſt, an verſchiedenen Orten zugleich Handelſchaft zu treiben.

Nur einmal im Jahre kehrt der Ehninger Krämer nach Hauſe zur Zeit des Ehninger Jahrmarktes. Er ſieht nicht vielem gleich, dieſer Jahrmarkt, denn es ſind nur wenige und ſchlechte Buden da, der eigentliche Markt aber wird in den Wirthshäuſern getrieben, wo Reiſende aus allen Gegenden zuſammenkommen und Geſchäfte gemacht werden, mehr und beſſer, als auf einer Stuttgarter Meſſe, und der Krämer kauft ein im Großen und verkauft wieder im Detail.

Der Ehninger Krämer und ſeine Gattin haben ſtets einen gekrümmten Rücken. Sie kommen immer gut miteinander aus, denn ſie ſehen ſich alle Jahre nur einmal auf dem Ehninger Jahrmarkt.

48.

Der Rekrut.

Der Rekrut iſt 20 bis 21 Jahre alt.

Die Zeit ſeines Rekrutenthums hat zwei Epochen, zuerſt das Loosziehen und dann das Einrücken. Alle Jahre zieht der Pfarrer aus dem Tauf- und Seelenregiſter eine Liſte heraus, von denen, die vor 20 Jahren geboren wurden. Der Schultheiß ſchreibt's dazu, wenn einer von dieſen Burſchen etwa nicht mehr im Dorfe anſäßig wäre, und ſchickt die Liſte an das Ober-Amt ein. Das Ober-Amt aber ſchreibt den Tag aus, an dem die 20 jährigen Buben in die Stadt ziehen müſſen, um das Loos entſcheiden zu laſſen, wer Soldat werden muß, oder nicht. Es iſt ein ſchwerer, verhängnißvoller Tag dieſer Loosziehungstag. Des Morgens in aller Früh machen ſie ſich auf den Weg, der Vater oder Pfleger begleitet ſie. Die alten Männer gehen zuſammen in ihren Sonntagskleidern, ernſten Angeſichts und ernſte Geſpräche pflegend; die jungen Burſche gehen auch zuſammen, ſie thun ſo fröhlich, als ob's ihnen luſtig um's Herz wäre. Ein Strauß ſteckt auf dem Dreiſpitz und jubilirend und ſingend ziehen ſie durch alle Straßen der Dörfer, durch die ſie kommen. Sie wollen ihre Angſt wegſchreien. Hauptſächlich erfüllen ſie die Ober-Amtsſtadt mit ihrem Lärmen. Es iſt ein Tumult kaum zum Aushalten. Alle Wirthshäuſer ſind voll, in allen Wirthshäuſern wird muſicirt. Wohl will ſich manchmal die Angſt, die im Hintergrunde des Herzens thront, leiſe hervormachen, und das Geſicht zieht ſich öfters ſchon ſo in die Länge, als ob das fatale Loos ſie be-

reits getroffen hätte; aber fort mit der Angſt, wer darf ſich etwas anmerken laſſen! Im allgemeinen Tumult muß am Ende jeder mittumultuiren, wo Alle lachen, kann der Einzelne keine Thräne weinen. Endlich ſind die Burſche alle an die Reihe gekommen, alle waren auf dem Rathhauſe; der dort zog 281, die höchſte Nummer. Du Glücklicher! du biſt frei. Der dort zog 170. Vielleicht geht's ihn noch an, vielleicht geht's ihn nicht mehr an; denn es fragt ſich, ob unter den niederen Nummern viel Untaugliche ſind oder nicht. Jener zog 70. Ey warum biſt du auch ſo dumm nnd zogſt nicht mehr? doch es ſchadet nicht's, du biſt ja reich, und kannſt deine 400 fl. wohl auftreiben, um deinen Erſatzmann zu ſtellen. Dieſer hier zog 2. Es iſt ein armer Schlucker und hat eine alte betagte Mutter, die er bisher ernährte. Schon iſt einer ſeiner Brüder Soldat geweſen, aber was thut's, er muß auch daran, und er lacht und ſchreit und juheit, ob's ihm auch das kindlich geſinnte Herz faſt abdrückte. — Nunmehr kommt die Körper-Viſitation. Ein Regiments-Arzt iſt da und der Ober-Amtsarzt, ein Hauptmann und der Ober-Amtmann. Einzeln wird ein jeder Burſche vorgeführt, ſo wie ihn Mutter Natur erſchaffen. Fünf Schuh, fünf Zoll. Allons, friſch unter das Meß! Kein Fehler? durchaus geſund; wird angenommen. Aber ſiehe da, hier hat einer einen krummen Zehen; er kann das Marſchiren nicht ertragen; fort mit ihm, er gehört zum Bavel. Da iſt ein Schreiber, der hat ein kurzes Geſicht. Die Brille her, daß er dadurch leſen kann. Richtig, er kann's. Das Geſicht iſt zu ſchlecht, man kann ihn nicht gebrauchen. Du mit deiner engen Bruſt, mache, daß du fortkommſt, und du mit deinen verlorenen Vorderzähnen, du kannſt ja keine Patronen abbeißen. Eine Menge Fehler kommen vor. So mancher aber auch hat ſich dieſe Fehler mit Fleiß angeſchafft,

um nur nicht Soldat werden zu müssen. Du da mit deinem verunglückten Zeigfinger, hast du nicht so lange deinen Finger zurückgebunden, bis er halb lahm wurde? Du mit dem kurzen Gesichte, hast du nicht so lang durch scharfe Brillen gesehen, bis du geübt warst, dadurch lesen zu können? Du da mit deiner Uebelhörigkeit hörst du eigentlich nicht ganz gut und stellst dich nur so, und machst ein dumm-einfältiges Gesicht dazu, damit man dir Glauben schenke. Wartet nur, man kommt hinter eure Schliche! — Endlich ist's entschieden. Jeder weiß nun sein Schicksal. Die Parthien sammeln sich Dorfweise, es wird viel getrunken nnd noch mehr gejohlt; gelegentlich auch auf die Partheilichkeit der Officiere und Beamten, die bei der Untersuchung waren, derb losgeschimpft. Endlich geht's nach Hause. Die Väter sind schon längst heimgezogen, mit schwerem oder leichtem Herzen, je nachdem das Loos gefallen. Die Bursche folgen, alle betrunken. Jubilirend ziehen sie ein, wer noch nicht ganz weg ist, der muß sich so stellen, denn Nüchternheit ist an diesem Tage verboten, und das liebende Mädchen empfängt ihren Geliebten lachend oder mit Thränen in den Augen, denn sie weiß schon alles und der Schrecken, daß sie nun vor sechs Jahren, denn so lange muß der Soldat dienen, nicht heirathen könne, ist bei ihr eben so groß, als bei einer andern, deren Bursche es gewonnen, die Freude.

Die Tage von der Aushebung an bis zum Einrücken sind Tage des Müssiggangs; was soll der Rekrut auch arbeiten, da er doch wohl bald der Arbeit auf dem Felde, in der Scheune und im Stalle auf längere Zeit entfremdet werden muß! Da lezt er sich lieber mit seinen guten Freunden und Bekannten, und die, welche frei geworden sind bei der Ziehung und die reicheren unter den Rekruten halten die andern stets frei und bezahlen mit

Freuden die Zeche. Oft auch steht er abseits bei seinem Mädchen und küßt und herzt sie und sucht sie zu trösten, sie aber weiß sich vor Weinen ob der bevorstehenden Trennung kaum zu fassen und ist untröstlich, denn sie trägt vielleicht ein theures Pfand seiner Liebe unter dem Herzen, und wie kann er nun ihre Ehre wieder herstellen vor den Leuten, wenn er auch noch so sehr wollte?

Endlich ist der Einrückungstag da. Morgen oder Uebermorgen muß der Rekrut in seiner Garnison seyn, in Stuttgart, oder in Ulm, oder in Heilbronn, oder in Ludwigsburg, oder in Eßlingen. Nun gilt's Muth und Kraft, denn jezt geht's an den Abschied. Er dauert nicht lange, aber er ist herzlich. Bereits schon seit gestern Morgen geht er bei seinen Verwandten herum, und drückt jedem zum Leztenmale die Hand, wie wenn's in den Krieg gienge und zum Nimmerwiedersehen, und sein Vetter drückt ihm die Hand wieder, und noch etwas hinein, nämlich ein Geldstück zum Wegzehren und zum sich Lustigmachen als Soldat, weil die Löhnung gar zu gering ist. Und die gute Mutter thut auch ihren Sparpfennig auf und die Schwester nicht minder, und der Vater läßt sich nicht schlecht finden, und auch der ärmste Bauernbursche bringt ein kleines Kapitälchen zusammen, das er in der Stadt bei den Bierwirthen gut anzulegen im Sinne hat. Jezt kommt er zur Geliebten. Noch ein Kuß, noch eine Umarmung. „Ich schreibe Dir — ich komme bald wieder." Keine Thräne, Rekrut? Sie mag in Thränen zerfließen, du aber sei männlich. Doch fort jezt, es ist angespannt. Hurrah, wie lustig wird's jezt! Vier Pferde ziehen den Wagen und der Wagen ist voll von Rekruten und solchen, die sie begleiten. Die Rekruten aber sind leicht zu unterscheiden, denn ihren Hut und das linke Knopfloch schmücken ungeheure Sträuße von farbigen Bän-

dern. Musikanten sitzen vorne auf dem Wagen, als gienge es zur Hochzeit, ein Lied wird angestimmt, ein Soldatenlied oder ein Abschiedslied, und die Klarinettebläser mischen ihre Töne grell darein und an jedem Wirthshause hält man an und läßt Wein herauskommen auf den Wagen und es wird mehr verschüttet als getrunken und die Gläser werden in die Luft geworfen, daß sie klirrend zur Erde fallen, und es ist ein Tollen, das alles Nachdenken unterdrückt, und ein Rausch, daß alle Trauer übertäubt wird. Von der Ferne aber stehen die Alten und Jungen und sehen den Helden des Tages zu. Oft geht die Begleitung der andern Bursche nur mehrere Stunden weit, oft bis ganz zur Garnisonsstadt und durch jedes Dorf, durch das man kommt, blasen die Musikanten und die Fahrenden brüllen ihre Lieder und die Pferde müssen springen, so sehr sie können, und das ganze Dorf kommt in Allarm. Endlich ist man angekommen. Der Rekrut ist allein und fühlt sich verlassen. Das Heimweh schleicht sich ein und es kommen Stunden, wo er gerne weinen möchte, wenn ihn nicht das Bierhaus und das Exerciren bald wieder auf andere Gedanken brächten. Manchmal wohl schreibt er nach Haus, so gut er es vermag und bekommt vielleicht auch einen Brief von der Geliebten mit der Aufschrift: „An meinen Schatz in der Residenz.“ Und wenn's nicht gar zu weit ist, so kommt sie vielleicht selbst, oder die Mutter, oder die Schwester und sieht selbst nach, wie's ihm geht, und bringt Etwas zum Imbiß und ein kleines Päckchen mit Geld und freudig theilt er ihnen die Nachricht mit, daß die Urlaubszeit bald beginne, denn von 6 Jahren, die er dienen muß, darf er 5 zu Hause seyn, die Manoeuvres abgerechnet.

Wenn der Rekrut als Soldat in seine Heimath zurückkommt, so ist er ein ganz anderer Mensch geworden, er

geht aufrecht, tritt feſt hin, blickt Jedermann frei in's Geſicht, und kommt nicht in Verlegenheit, wenn er mit einem Vornehmen ſprechen muß. Die militäriſche Dreſſur übte einen ſehr wohlthätigen Einfluß auf ihn, der nachhaltig iſt für ſein ganzes Leben.

49.

Eine geborne Stuttgarterin.

Eine geborne Stuttgarterin iſt gewöhnlich hübſch gewachſen, mehr üppig als ſchlank, mittelmäßig groß, hat blonde Haare, blaue Augen, eine kräftige Statur und als beſondere Auszeichnung: große Füße. Auch iſt es ihr unmöglich, auſſerhalb Stuttgart zu wohnen.

Die großen Füße hat ſie daher, daß ſie ſehr gerne geht; denn ſie kann unmöglich lange zu Hauſe ſitzen. Wenn ſie aber zu Hauſe ſitzt, ſo ſitzt ſie am Fenſter und ſtrickt oder näht; das Stricken oder Nähen iſt aber nicht die Hauptſache, ſondern das Hinausſchauen auf die Straße, was wohl da paſſirt und wer vorbei geht. Doch zu lange hält ſie's nicht aus, ſie muß entweder eine gute Freundin beſuchen, oder eine gute Freundin beſucht ſie. Und nun geht's fort auf den Spaziergang, die Königsſtraße hinauf und hinab, die Anlagen entlang, oder bergan die neue Weinſteige. Menſchen muß ſie ſehen, damit ſie deren Anzug kritiſiren kann; an gewiſſen Häuſern muß ſie vorbei gehen, damit ſie ſchaue, ob nicht ein gewiſſer Jemand freundlich heraus grüße. Am liebſten geht ſie Sonntags und Feiertags; da geht ſie eigentlich den ganzen Tag. Morgens zu allererſt in die Kirche und zwar am liebſten in die katholiſche Kirche. Da darf man etwas zu ſpät kommen und kann doch noch hinein. Man kann auch früher wieder heraus, wenn man etwa Luſt dazu hat, weil die Thüren nie geſchloſſen werden. Und kommen nicht überdieß die meiſten Herren dorthin, wenn ſie auch nur zehen Minuten bleiben? Warum ſollte alſo eine geborne

geborne Stuttgarterin nicht auch hingehen? Man ſieht, ſie iſt nicht ſtockproteſtantiſch. Nach der Kirche geht ſie ſpazieren und zwar immer in der Königsſtraße. Dieß dauert bis 12 Uhr, d. h. ſo lange, bis die Wachtparade aufzieht. Iſt dagegen ſchon um 11 Uhr große Parade vor dem Schloß, ſo darf man darauf zählen, daß ſie auch mitparadirt. Nach dem Mittageſſen gibt's eine Landparthie. Es geht nach Cannſtadt, nach Degerloch, nach Heslach. Zu weit darf ſie nicht gehen, denn um 6 oder vielmehr um halb 6 Uhr muß ſie doch wieder zu Hauſe ſeyn. Käme ſie denn ſonſt noch in's Theater? und am Sonntag muß ſie doch wenigſtens im Theater ſeyn, wenn ſie es auch Werktags manchmal vernachläßigte. Darum iſt auch das Theater Sonntags ſtets gefüllt, die Oper, die da gegeben wird, mag gut ſeyn oder ſchlecht. Im Sommer aber iſt's eine ganz andere Sache. Wer wird da in's Theater gehen, wenn draußen die Sonne ſo hell ſcheint? Kein Menſch thut's, darum haben auch die Schauſpieler Ferien im Juli und Auguſt. Man darf alſo Sonntags auch weiter gehen, als blos nach Cannſtadt. Braucht man doch erſt um 9 Uhr zu Hauſe zu ſeyn! Alſo eine Waſſerparthie nach Münſter, nämlich zu Waſſer von Cannſtadt aus, weil der Neſenbach bis jezt noch nicht ſchiffbar iſt. Oder auf die Solitude, in dieſe alte verlaſſene Herrlichkeit, wo man eine Welt unter ſich hat. Oder nach Vaihingen, das liebliche Thälchen hinauf, zu einem göttlichen Biere in der Linde. Oder endlich auch nach Echterdingen in den Hirſch mit ſeinem ſtets duftenden Sauerkraut. Hohenheim iſt auch keine üble Parthie. Man ſieht nun wohl ein, warum eine geborne Stuttgarterin von Stuttgart nicht weg kann. Wo fände ſie ſo viele Annehmlichkeiten, als da, wo ſie geboren? Sie kann deßwegen auch durchaus nicht fort, partout nicht; es gibt

nur ein Stuttgart. Und wenn auch die beſte Parthie käme, auf's Land kann ſie nicht, und wenn der ſchönſte Mann von der Welt um ſie anhalten würde, in's Ausland könnte ſie vollends gar nicht. Lieber einen Schneider in Stuttgart, als einen Oberamtmann auf dem Schwarzwalde. Vor dieſem hat ſie ohnehin einen Abſcheu, wie vor dem lebendigen Teufel, denn ſie iſt ſelten aus der Umgegend ihrer Reſidenz gekommen, darum kennt ſie auch gar keine andere Gegenden unſeres Vaterlandes; den Schwarzwald aber ſtellt ſie ſich vor, als ein Stück von Sibirien, das Oberland als eine Art Siebenbürgen, und das Unterland als ein Anhängſel von Stuttgart. Nur in Stuttgart iſt's gut, darum muß ſie auch in Stuttgart bleiben. Es iſt unnöthig, ſie mit Gründen eines Beſſern belehren zu wollen, denn es geht ihr wie jenem ehrlichen Burſchen, der einmal gefragt wurde, ob er Bohnen eſſen könne. „Nein", erwiederte er, „ich kann ſie nicht ertragen." — Warum nicht? — „Ich habe noch keine verſucht." Die Stuttgarterin kann auch ein anderes Clima durchaus nicht ertragen.

Die Stuttgarterin iſt ſehr beleſen, denn es gibt bei uns viele Leihbibliotheken. Sie iſt Kunſtkennerin, denn ſie kommt Sonntag's in's Theater. Sie iſt bibelkundig, denn ſie hört alle Woche einmal eine Predigt und kritiſirt ſie. Nur mit der Politik befaßt ſie ſich nicht ſehr viel, denn ſie iſt ſehr zornig darüber, daß ihr der Zutritt in's Ständehaus verſchloſſen iſt. Ein Lieblingsausdruck von ihr iſt das Wörtlein „zu". Sie ſagt nie: „das Wetter iſt ſehr ſchön", ſondern immer: „das Wetter iſt zu ſchön." Das „als daß", welches eigentlich darauf folgen ſollte, kann ſich Jedermann ſelbſt dazu denken.

Eine geborne Stuttgarterin iſt ſehr lebensluſtig, und würde für ihr Leben gern heirathen, wenn nur ein Stuttgarter käme.

dann noch einige lateiniſche Privatſtunden; an Rechnen und deutſche Sprache wird blos alle Schalttage gedacht; franzöſiſch kann der Präceptor ſelbſt nicht; — muß ein ſo unterrichteter Bube nicht ein gelehrter Mann werden? Es gibt aber auch keine höhere Wonne, als wenn der Burſche durch's Land-Examen kommt. Ein Zögling von ihm in's niedere Kloſter aufgenommen, iſt dem Präceptor gerade ſo viel, als einem Würtembergiſchen Beamten der Civil-Verdienſt-Orden oder einer Nonne der Heiligenſchein.

Eine ſchlimme Zeit für den Präceptor iſt die Schul-Viſitation alle zwei Jahre. Der Pädagogarch iſt eine gar vornehme Perſon und wird vom Präceptor höher geachtet, als der General-Superintendent vom Pfarrer. Er muß nachſehen, wie es mit der Schule ſteht, darum werden die Buben ein Vierteljahr vorher eingeſchult auf gewiſſe Themata, und er weiß es ſtets ſo einzurichten, daß von dem Herrn Pädagogarchen immer die Themata gewählt werden, die er ſeinen Schülern eingeprägt hat. Sogar von Geſchichte und Geographie müſſen die jungen Gelehrten eine Portion auswendig lernen, und der Pädagogarch kommt und die Schüler beſtehen glänzend, und der Herr Präceptor wird von dem Pädagogarchen belobt, und darf ihn bis an's Wirthshaus geleiten.

Der Präceptor iſt ein ſehr gebildeter Mann und iſt daher kein Freund des Prügelſyſtems, d. h. er ſchult ſeine Buben mit Liebe, und prügelt ſie, wenn's ihn ankommt, ſo, daß ſie blutend zum Dekan laufen und ihn verklagen. Es iſt überhaupt eine ſehr unangenehme Geſchichte, daß ihm der Dekan etwas darein ſprechen darf. Was ſoll auch ſo ein Dekan? Der kann ja nicht einmal ſo viel lateiniſch als er!

Der Präceptor hat eine große Vorliebe für die Theologie. Es geht ihm nichts über eine Predigt, nämlich über

eine ſolche, die er ſelbſt halten darf. Nur einmal auf der Kanzel ſtehen, und er iſt ſelig. Kinderlehre, glaubt er ohnedieß am beſten halten zu können und er geht dabei mit den Wörtern um, wie die Chirurgen auf der Anatomie mit den Körpern. Wenn der Präceptor kein Theologe iſt, ſo ſucht er ſtets um Erlaubniß zum theologiſchen Examen nach. Er lernt zwar nicht ſehr viel, aber er iſt ſehr fromm und die Frömigkeit erſetzt die Gelehrſamkeit. Ein Präceptor, der Pfarrer geworden iſt, iſt ſtrenger gegen ſeinen Schulmeiſter, als 10 Pfarrer zuſammen.

In jedem Landſtädtchen in Würtemberg gibt's einen Präceptor und alſo auch eine lateiniſche Schule. Realſchulen ſind immer noch Nebenſachen.

51.

Der Platzbube.

Der Platzbube iſt der Erſte bei einer Hochzeit und bei einer Kirchweihe. Er hat einen bunten Strauß im Knopfloche, faſt ſo groß, wie der eines Rekruten, und iſt der erſte Tänzer des Dorfes.

Der Platzbube ordnet alle Tänze an. Er iſt das nie allein, ſondern er hat ſtets noch einen oder mehr Collegen. Sie wählen das Wirthshaus aus, in welchem getanzt werden ſoll, ſie beſtellen die Muſik, ſie tanzen vor. Die Platzbuben werden von den übrigen Bauernburſchen als die Regenten des Tages anerkannt. Ihnen darf nicht widerſprochen werden.

Der Platzbube hat ſeine beſtimmte Tänzerin. Sie gehört ihm für den ganzen Abend, und es darf Niemand mit ihr tanzen, wenn er es nicht leiden will. Die Muſik voraus, holt er ſie von ihrem Hauſe ab, und die Muſik voraus, führt er ſie wieder nach Hauſe. Es iſt eine ſehr hohe Gnade, wenn er dich einladet, der du vielleicht als Fremder dem Balle zuſiehſt, mit ſeinem Mädchen zu tanzen. Er iſt der Erſte auf dem Platz und verläßt ihn als der Lezte; er eröffnet und er beſchließt den Ball. Mit den Tänzen gibt's nur zwei Abwechslungen. Es wird entweder gewalzt, oder gehopſt. Von Cotillon, Galoppade, Menuette und dergleichen franzöſiſchen Tänzen weiß der Platzbube nichts, ſo wenig, als ein anderer ſchwäbiſcher Bauernburſche. Aber walzen kann er, walzen auf eine Art, wie kein Solotänzer in einem franzöſiſchen Ballet. Er trappt mit den Füßen im Takte und macht Sprünge,

daß das ganze Haus erzittert und man alle Augenblicke meint, der Stubenboden müsse brechen. Getrunken wird dabei ausserordentlich viel und geschwizt noch mehr. Daraus macht sich aber ein rechter Bursche nichts, sondern er zieht den Rock aus und macht sich's leicht. Manchmal versteht der Platzbube noch besondere Tänze, als z. B. den Siebensprung, so gut ein schwäbischer Nationaltanz, als die Quadrille ein französischer ist.

Der Platzbube macht sich durchaus nichts aus dem Gelde. Während er der Tanzkönig ist, wirft er es mit vollen Händen weg, die Musikanten und der Wirth werden fürstlich bezahlt. Nicht selten braucht er in den zwei Tagen, während welcher die Kirchweihe dauert, die Hälfte des Lohnes, den er für das ganze Jahr einnimmt, denn der Platzbube ist nicht immer nothwendig der Sohn eines reichen Bauern, sondern oft nicht mehr, als Knecht, wenn er nur ein hübscher Bursche ist und Ansehen hat unter seinen Kameraden.

52.

Der Collegial-Arbeiter.

Unter einem Collegial-Arbeiter verſtehe ich nicht blos ein Mitglied des Steuer-Collegiums, ſondern ich meine alle die, welche in irgend einer Kammer, Oberrechnungskammer, Finanzkammer u. ſ. w., auf irgend einem Hof, er heiße Gerichtshof oder wie er wolle, auf irgend einer Regierung, es ſei eine Kreisregierung oder nicht, kurz auf irgend einer Staatskanzley oder einem Staatsbureau arbeiten, es mag nun dieſe Kanzley oder dieſes Bureau in der Reſidenz ſich befinden oder in einer Kreisſtadt. Ein Collegial-Arbeiter iſt wie der andere. Jung oder alt, vornehm oder gering, Alle ſind ſich gleich.

Ein Collegial-Arbeiter ſteht Morgens ſehr früh auf, d. h. Sommer und Winter etwas vor 8 Uhr, wenn er nicht etwa gerade eine Privat-Arbeit zu beſorgen hat; denn um 8 Uhr muß er auf die Kanzlei. Allein um 8 Uhr iſt er erſt aufgeſtanden, nun muß er ſich doch auch anziehen, er muß ſich raſiren, er muß Caffee trinken. Endlich iſt's geſchehen. Es iſt halb 9 Uhr vorbei. Jezt geht er auf ſeine Kanzlei. Allein noch iſt's nicht recht warm, wenn's nämlich Winter iſt, oder zu warm, wenn's Sommer iſt. Er geht alſo im Winter an den Ofen und reibt ſich die Hände, und im Sommer an die Fenſter und ſperrt ſie wagenweit auf, um friſche Luft herein zu laſſen. Nun geht's an die Federn, ſie werden beſchnitten, immer ein halb Dutzend auf einmal, damit, wenn das Geſchäft einmal begonnen hat, keine Störung mehr eintrete. Darauf werden die Akten herbeigeholt, mit denen

er es heute zu thun hat, das Bündel wird aufgeſchnürt und der Staub weggeblaſen. Aber da iſt er ſelbſt ſtaubig geworden, alſo muß er ſich vorher wieder ausbürſten. Endlich iſt alles fertig, das Papier iſt regelrecht und gehörig gefalzt, er ſetzt ſich. Aber da fällt ihm etwas ein. Er muß dem Aſſeſſor etwas erzählen, was er geſtern gehört hat. Es iſt zu intereſſant und zu preſſant, als daß es aufgeſchoben werden könnte. Alſo fort zu dem Aſſeſſor. Der weiß auch wieder etwas, und bald kömmt ein Dritter oder Vierter dazu und man plaudert ein Viertelſtündchen. Aber halt! es iſt 9 Uhr vorbei. Der Direktor oder Präſident könnte doch kommen, denn um 9 Uhr iſt ſeine Zeit. Alſo fort an den Platz und geſchrieben. Das dauert eine halbe Stunde, die Viſitation des Direktors iſt vorüber, oder es iſt keine mehr zu befürchten. Jezt kommt der Diener, er bringt die Zeitungen, manchmal auch Briefe, d. h. Privatbriefe. Die Neuigkeiten muß man doch wiſſen? Alſo friſchweg die Zeitungen geleſen und zwar, wie ein ächter Schwabe, von hinten herein, die Avertiſſements zuerſt. Denn wenn der Schwabe von ſeiner Zeitung ſpricht, ſo ſpricht er vom ſchwäbiſchen Merkur, und das Intereſſanteſte daran ſind ihm die Avertiſſements und die Schwäbiſche Chronik. Teufel! was ſteht denn da? Hören Sie einmal, Herr Expeditor, oder Herr Regiſtrator, oder Herr Reviſor, oder Herr Kanzleirath, haben Sie denn das ſchon geleſen? Was denn, was denn? Ei das iſt zum Erſtaunen, das iſt ja erſchrecklich! Nun wird der Artikel auf allgemeines Verlangen vorgeleſen und man nimmt ſich Zeit, ſich eine Viertelſtunde zu verwundern. So geht's bis 10 Uhr. Allein nun muß geſchafft werden. Es wird jezt auch in der That geſchrieben, vielleicht viele Seiten durch; aber der Herr Collegial-Arbeiter ſchreibt ſehr weit, er darf ja das Papier

nicht bezahlen. Höchstens ein paarmal steht er auf und zum Fenster hinaus; denn zu lange auf einem Fleck zu sitzen, kann er doch nicht aushalten. Am meisten freut es ihn, wenn ein Leichenzug, oder in der Residenz die Wachtparade vorbei geht, da hat er doch das Recht, hinaus zu sehen und sich die Leute zu beschauen. Endlich ist's 11½ Uhr. Ach, was hat er sich abgemüdet! Die Feder wird ausgespritzt und das Papier an seine alte Stelle gelegt, der Körper dehnt sich, er hat Rückenweh bekommen vom langen Sitzen und Arbeiten. Er steht auf und zieht einen bessern Rock an, als den, den er zum Arbeiten brauchte. Jezt ergreift er den Hut; er grüßt seine Herren Collegen mit einem „Prosit die Mahlzeit" und fort geht's noch zu einem halben Schöppchen vor Tisch. Denn er ißt erst um 1 Uhr. Eben deßwegen kann er auch nicht so bald wieder an's Geschäft. Zwar ist die Zeit von 2—6 Uhr festgesezt, aber wer kann sich so genau binden? Er nimmt sich vor, schneller zu arbeiten, oder glaubt auch vielleicht, schon am Vormittag genug gethan zu haben! Also kaum vor 3 Uhr geht's wieder an's Geschäft. Wiederum wird gearbeitet und gearbeitet bis 5 Uhr. Aber dann hat er entweder eine Landparthie ausgemacht, oder er muß mit seinen Kindern in einen Biergarten, oder seine Frau in's Theater führen. Er kann unmöglich länger bleiben; aus ist's mit dem Geschäft für den ganzen Tag.

So lebt der Collegial-Arbeiter von Woche zu Woche. Und wie sehnt er sich nach dem Sonntag? Denn er hat ja so viel zu thun, so erschrecklich viel zu thun, daß ihm fast gar keine Zeit für sich selbst blieb. Soll er sich da nicht sehnen nach dem Sonntage? Er hat gewöhnlich eine gute Besoldung und avancirt alle 8 Jahre um eine Stufe, d. h. um ein paar hundert Gulden. Er seufzt immer, wie gut es die Beamten auf dem Lande gegen ihm haben,

aber wenn er es einmal verſucht hat, das Leben auf dem Lande, und vielleicht eine Zeit lang als Amtsverweſer für einen Landbeamten fortgeſchickt war, da ſehnt er ſich wieder in ſeine Stadt und will nicht mehr auf das Land.

Der Collegien-Arbeiter iſt ſehr trocken im Umgang und langweilig in den Redensarten. Er hat ſeine ſtehenden Witze, über die ein Anderer vielleicht nicht einmal, er aber jedesmal lacht, ſo oft er ſie vorbringt. Nebenbei iſt er ſehr eingebildet und überſieht die meiſten andern Menſchen nach ſeiner Anſicht; Niemand, meint er, leiſte ſoviel als er, und der Weltgang würde ſtocken, wenn er nicht wäre. Er iſt ſehr oft unverheirathet, was daher kommt, daß er immer wartet, bis er eine beſſere Stelle bekäme, um eine noch beſſere Parthie treffen zu können. Da wartet er denn oft zu lange, meint aber doch immer, es könne ihm nicht fehlen.

Er ſehnt ſich ſehr nach ſeinem vierzigſten Dienſtjahre, um mit ſeinem vollen Gehalte penſionirt werden zu können. Wird er aber penſionirt, ohne daß er es verlangt, weil er vielleicht ein Bischen ſchwach iſt, ſo meint er, es ſey ihm Unrecht geſchehen, und man habe es nur gethan, damit man einen Andern ſtatt ſeiner habe zum Miniſter machen können.

LIBRARY

53.

Ein Leichenbegängniß.

Die Leichenbegängniſſe auf den ſchwäbiſchen Dörfern haben alle denſelben Zuſchnitt. Die Reichen werden mit allen Feierlichkeiten, die Armen blos mit Glockengeläute begraben.

Wenn Jemand geſtorben, ſo eilt der Vater oder Bruder oder der älteſte Sohn zum Pfarrer und zeigt's ihm an, und der Pfarrer beſtimmt die Stunde, in welcher das Leichenbegängniß ſtatt finden ſoll. Es iſt dieß immer die 10te Stunde am Vormittag, nach Verfluß von 48 Stunden ſeit erfolgtem Tode. Vom Pfarrer geht's zum Schulmeiſter, um das Läuten und Singen und die Abdankung zu beſtellen. Dem Dorfe verkündet den Todesfall theils das Gerücht, das ſchneller iſt, als ein Courier herumreiten könnte, theils der Leichenſchauer, gewöhnlich der Barbier des Dorfes, der viſitiren und durch ſein Zeugniß bekräftigen muß, daß die Leiche wirklich todt ſey, theils endlich die Hebamme, welche als Klagweib umhergeht. Die Leiche aber bleibt inzwiſchen in einem beſondern Zimmer aufgeſtellt oder auch in der Wohnſtube, weil ſonſt kein Platz dazu da iſt. Und allnächtlich wachen 3 — 4 Männer, und Wein muß ihnen aufgeſtellt werden und Lichter brennen, um die Geiſter zu vertreiben und die Hausleute wünſchen ſehr, daß die Leiche einmal auf dem Kirchhofe wäre.

Das Leichenbegängniß ſelbſt hat viel Rührendes. Um 8 Uhr Morgens verſammeln ſich die nächſten Verwandten und Freunde im Leichenhauſe, um mit den Trauernden zu trauern, oder vielmehr mit den Wehklagenden zu wehkla-

gen. Auf der einen Seite, auf der Bank, die ſich am Getäfel der Stube hinzieht, ſitzen die nächſten Verwandten, Vater, Mutter, Gatte, Geſchwiſter, Kinder. Die Männer haben ihren Sonntagsſtaat an und darüber ein ſchwarzes Mäntelchen von leichten, baumwollenem Zeug geworfen; die Frauen ſind ganz ſchwarz angezogen, die Hauben ſind mit Florbändern beſetzt. Das einzige Weiße an ihnen ſind die Strümpfe und das Nastuch. Ein weißes Nastuch in der Hand zu halten iſt zum Klageführen ein unentbehrliches Werkzeug. Da ſitzen ſie nun und weinen, nämlich blos die Frauen, und wenn ſie auch nicht weinen, ſo wiſchen ſie ſich doch die Augen mit dem weißen Tuche und Alle haben die Hände gefalket, und die hereintretenden Verwandten und Freunde weinen auch mit und es iſt eine allgemeine Klage. Auf dem Tiſche aber ſteht Wein aufgeſtellt und Jeglichem wird ein Glas offerirt und beinahe immer auch angenommen. Endlich ſchlägt die Stunde. Der Schulmeiſter im ſchwarzen Fracke kommt mit ſeinem Geſangklubb angezogen. Es ſind wenig ältere Männer dabei; Frauen gar keine, der ganze Trupp beſteht meiſtens aus Schuler-Kindern beiderlei Geſchlechts. Sechs oder acht Männer kommen die Treppe herauf und holen die Bahre, die mit einem ſchwarzen Tuche bedeckt iſt, deſſen Mitte ein großes weißes Kreuz darſtellt. Die Bahre iſt unten, der Geſang fängt an, der Zug beginnt. Voran der Schulmeiſter mit ſeinem Trupp, darnach die, welche die Bahre tragen, und zuletzt die Leidtragenden, die Weiber immer hinter den Männern. Die Leidtragenden gehen eines nach dem andern und nur am Ende des Zugs gehen ſie truppweiſe. Unter allen Häuſern, an denen der Zug vorbeigeht, ſtehen wieder welche, die ſich an den Trauerzug anſchließen. Je größer der Zug iſt, um ſo größer die Ehre. Daher ſchätzt man es auch als beſonderes

Glück, wenn die Leiche auf den Sonntag fällt. Am Werktage haben nicht Alle Zeit. Die Glocken müssen so lange geläutet werden, bis der Zug auf dem Kirchhof angelangt ist. Am offenen Grabe wird die Bahre niedergestellt, und in weitem Halbkreise stehen die Leidtragenden. Noch weiter entfernt die Menge der Zuschauer, meistens aus Schulerkindern bestehend; denn während einer Beerdigung wird nie Schule gehalten. Ein Lied wird gesungen am Grabe, der Schulmeister hält seine Rede, noch ein Lied, der Sarg wird eingesenkt. Und an dem Grabe vorbei bewegt sich der ganze Zug in der nämlichen Ordnung wieder heimwärts und weinend werfen die Verwandten den letzten Blick in's Grab und der Todtengräber wirft schon die Erde hinab, ehe sie noch den Kirchhof verlassen haben. Jetzt geht's in die Kirche, die Männer die Hüte auf dem Kopf, die Frauen ihre weißen Tücher vor den Augen, der Pfarrer hält seine Predigt und nach dem Gottesdienste verfügt sich alles nach Hause. Die nähern Bekannten aber sind eingeladen zum Leichenschmause und der beginnt alsbald. Es ist ein einfacher Schmaus, Wein und kalte Küche. Der Pfarrer ist auch eingeladen, erscheint aber selten. An demselben Tage aber noch geht der erste Verwandte in's Pfarrhaus und bezahlt die Predigt und dann bezahlt er den Schulmeister, die Sänger und die, welche den Sarg getragen, und die ganzen Leichen-Kosten mögen sich wohl oft auf mehrere Louisd'ors belaufen.

In den Landstädtchen sind die Leichenbegängnisse nur wenig verschieden. Der Zug ist ganz derselbe und die Leiche wird noch getragen; nur die Männer sind meist französisch gekleidet und haben keine schwarze Gottestisch-Mäntelchen um. Die Frauen tragen seidene Kleider. Denen, welche die Leiche tragen, werden nicht selten Citronen in die Hand gegeben. In größeren Städten freilich ist's

anders, da ſind, wie in Augsburg, Leichenbitterinnen da und Klageweiber, welche die Luft mit ihrem Geſchrei erfüllen und die Ohren mit ihren kreiſchenden Jammertönen zerfleiſchen. Der Sarg wird immer hinausgeführt, bei Reichen ſogar mit 4 Pferden. Hinter dem Sarge kommen mehrere Chaiſen, worin der Pfarrer und die nächſten Verwandten ſitzen. Denn nicht der Schulmeiſter hält die Rede auf dem Kirchhofe, ſondern der Geiſtliche. Nach dem Kirchhof wird nie in die Kirche gegangen. Die große Glocke läuten zu laſſen, gebührt nur den Vornehmeren, und auch dieſen nur, wenn ſie einen Louisd'or dafür zu bezahlen wiſſen. Unter den Allervornehmſten ſchickt, wer nicht Zeit hat, ſelbſt mitzufahren, nur ſeine Equipage mit ſeinem Wappen.

54.

Der Nachtwächter.

Der Nachtwächter iſt ein ſehr wichtiger Mann. Jedes Dorf hat ſeinen Nachtwächter, eine Stadt ihrer mehrere.

Der Nachtwächter iſt eine ſehr moraliſche Perſon, denn wenn er ſeine Stunde abruft, ſo hängt er derſelben immer ein Sittenſprüchlein an. Die Sittenſprüchlein ſind in allen Dörfern gleich.

Nur acht Seelen waren dort,
Die da glaubten an Gottes Wort.

Neun undankbar blieben ſind;
Flieh' den Undank, Menſchenkind!

Zehen Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht.

Um eilf Uhr ſprach der Herr das Wort:
Geht ihr auch in den Weinberg fort.

Zwölf Stunden hat ein jeder Tag,
Wer weiß es, wenn er ſterben mag.

Eins iſt Noth: Herr Jeſu Chriſt,
Laß dich finden, wo du biſt!

Zwei Wege hat der Menſch vor ſich;
Herr, den ſchmalen führe mich.

Drei Perſonen ehren wir
In der Gottheit für und für.

Vierfach iſt das Ackerfeld;
Menſch, wie iſt dein Herz beſtellt?

Die fünf Wunden bringen Euch,
Wenn Ihr glaubt, in's Himmelreich.

Der Dorfnachtwächter und Stadtnachtwächter unterscheiden sich blos dadurch von einander, daß der erste um 8 Uhr anfängt und um 4 Uhr aufhört, der zweite aber um 9 Uhr anfängt und um 5 Uhr aufhört. Der Stadtnachtwächter hat noch überdieß die Verpflichtung, sich mit dem Kirchthurmwächter in Correspondenz zu setzen. Der Kirchthurmwächter heißt auch Windwächter und ist verpflichtet, alle Viertelstunden in sein Horn zu stoßen, zum Zeichen, daß Alles sicher und kein Feuer zu bemerken ist. Der Kirchthurmwächter und der Nachtwächter rufen einander alle Stunden zu: Alle wohl.

Der Nachtwächter ist weit entfernt, die ganze Nacht zu wachen. Er weiß das Bequeme mit dem Nützlichen zu verbinden, und nicht selten kommt es vor, daß er um halb 12 — 11 und um halb 1 — 1 Uhr ruft. Auf diese Manier profitirt er immer eine Stunde weiter zum Schlaf. Am frohsten ist er, wenn er am Morgens singen kann:

Ihr Christen seyd munter und wacht,
Der Tag vertreibt die finstere Nacht.

oder auch:

Auf, ermuntert eure Sinnen,
Denn es geht die Nacht von hinnen.

Der Nachtwächter ist zugleich Stillwächter und hat dafür zu sorgen, daß kein Unfug auf den Straßen getrieben werde. Auch muß er vor Feuersgefahr warnen und auf Feuersgefahr aufmerksam machen. Sein erster oder zweiter Ruf heißt daher nicht selten wie folgt:

Hört! ihr Leute, laßt euch sagen:
Unsere Glock' hat Neune g'schlagen.
Behütet Feuer und Licht,
Daß uns Gott in Gnad' behüt'!
Wohl um die Neune.

Der Nachtwächter trägt ſtets einen langen Knotenſtock, der noch höher iſt, als er ſelber, eine weiße Schlafmütze und im Winter einen Schafspelz. Die Bäckerhäuſer ſind ihm die liebſten, weil er ſich da zu jeder Stunde der Nacht mit einem Schnaps erlaben kann.

55.

Der junge Schriftſteller.

In Stuttgart gibt es eine Menge junger Schriftſteller. Der Schriftſteller iſt entweder ein geborner Schwabe oder ein Ausländer, d. h. ein Sachſe, denn aus andern Gegenden kommen nicht viele zu uns.

Der Ausländer hat entweder einen Ruf ſchon erlangt, und kommt nicht, um ſein Glück zu machen, ſondern weil ihn eine Buchhändler-Spekulation herbei gerufen, dann iſt er aber immer ein älterer Schriftſteller; oder aber und noch öfter kommt er, um den ehrlichen Schwaben ſeinen Verſtand anzutragen, denn die werden nach ſeiner Meinung ja doch erſt im 40ſten Jahre geſcheid. Ein Norddeutſcher aber iſt in ſeinem 20ſten Jahre ſchon ſo geiſtreich, d. h. ſchon ſo großſprecheriſch, als er es in ſeinem ganzen Leben nur irgend werden kann. Darum iſt er auch übermüthig, nichts iſt ihm recht im Schwaben-Lande, Alles iſt noch in der Cultur gar weit zurück, mit einem Blick überſieht er die Verhältniſſe zuſammen und nach einem vierteljährigen Aufenthalt kennt er die Schwaben beſſer, als ſie ſich ſelbſt. — Und doch trinkt dieſer, der ſo verachtend auf uns hernieder ſieht, gar gerne von unſerem guten und wohlfeilen Weine und ißt gerne von unſerem Fleiſche und unſern herrlichen Früchten und denkt gar nicht mehr an die Butterſchnitten und an den Schnaps und an das wäßrigte Bier ſeines Vaterlandes. Doch nicht von dieſer Art junger Schriftſteller ſpreche ich, denn die werden bei uns nie einheimiſch, ſondern verlaſſen gar bald, nachdem ſie eine Zeitlang mit ihren geſchmückten Redens-

arten den Leuten ein x für ein u zu machen verſtanden hatten, unſer geſegnetes Stuttgart. Ich ſpreche von den jungen ſchwäbiſchen Schriftſtellern.

Wie er dazu gekommen iſt, Schriftſteller zu werden, das weiß er ſelbſt nicht. Die Sache gab ſich ganz natürlich. Er hatte ſtudirt, ſehr lange ſtudirt und meiſtens Theologie ſtudirt; allein er hatte ſich nicht blos um ſein Brod-Studium bekümmert, ſondern nebenbei auch Gedichte und Romane geleſen und oft etwas viel Gedichte und viel Romane. Schon im 20ſten Jahre hatte er ſelbſt Gedichte gemacht, auch vielleicht in eine Zeitung einige Miscellen geliefert, oder kurze Lebensabriſſe großer Männer. Er that's nicht um's Geld, denn deſſen bekam er wenig dafür, ſondern um der Ehre willen und um etwas von ſich Geſchriebenes gedruckt zu ſehen. Nach beendigtem Studio ließ er ſich examiniren. Es ging, denn er hatte einen ziemlich guten Kopf; es ging ſogar recht gut für das, was er gearbeitet hatte; er könnte jetzt alſo Vicar werden und 10 oder 12 Jahre warten, bis ihm das Glück würde, eine Pfarrei zu bekommen. Das kann er noch lange werden, alſo ſucht er ſich indeſſen auf andere und beſſere Art unterzubringen. Wenn's auf andere Art beſſer geht, was liegt ihm an der Theologie und an der Pfarrei? Er wird nun Hofmeiſter im Inn- oder Auslande, oder noch beſſer, er geht nach Stuttgart und wird Schriftſteller. Er hat das Glück, einen franzöſiſchen Roman, wozu ein berühmter Ueberſetzer den Namen hergibt, und das Hauptgeld einſtreicht, mit überſetzen zu dürfen. Er wird Mitarbeiter an einer Zeitung; er liefert Landtags-Verhandlungen; er wird Correſpondent in auswärtigen Blättern; er ſchreibt ein Buch; er wird ſelbſt Redakteur und nun iſt ſeine Stellung gegründet. Jetzt wäre nichts m[illegible]

in Stande, ihn, so lange das Glück dauert, zum praktischen Lebenswege zurückzuführen.

Der junge Schriftsteller hat viel vor andern Leuten voraus. Morgens steht er spät auf und Abends geht er noch später zu Bette. Zwar das Wirthshaus verläßt er vielleicht schon um 11 Uhr, allein jetzt muß er noch arbeiten. Die Nachtarbeiten sind immer nobler, als die Vormittags-Arbeiten. Darum sieht der junge Herr auch meistens etwas blaß aus, etwas angegriffen, vielleicht auch etwas abgelebt, was immer, wie er selbst sagt, von den anstrengenden Studien herkommt. Privathäuser besucht er nicht gerne. Da ist alles zu philistermäßig, zu beengend für ihn. Am unangenehmsten sind ihm Verwandten-Besuche. Ein Oncle oder eine Tante nehmen sich's gar zu gerne heraus, ihn ein bischen zu hofmeistern; denn sie hätten es viel lieber gehabt, wenn er etwas solides, d. h. ein Staatsdiener mit einer fixen Besoldung geworden wäre. Die jungen Damen sind auch nicht gut auf ihn zu sprechen. Ach Gott! der Mensch denkt nicht an's Heirathen, meinen sie, und wenn er auch daran dächte, so könnte er nicht, denn er hat ja gar kein gewisses Auskommen. Aber unartig dürfen sie nicht gegen ihn seyn. Mein Gott, er könnte ja ein Gedicht über sie in die Stadtpost einrücken lassen! Er ist meistens nobel gekleidet, fast ganz nach der neuesten Mode, aber doch mit einem gewissen Anstrich, mit einer gewissen Freiheit, die noch an die Studentenzeit erinnert. Schon der Gang und das schiefe Sitzen des Hutes lassen erkennen, daß er kein Ladenschwengel ist. Nebenbei führt er einen Hund mit sich, wenn's nicht gar dazu langt, ein Pferd zu halten. Aber langt's nicht zum Pferde, so langt's doch zu Sporen, und es sieht gar nicht übel aus, ein Rock mit Schnüren und kleine silberne Sporen an den Stiefeln. Geld hat der junge Schriftsteller

immer und nie, d. h. er hat immer mehr Schulden als Geld und verbraucht immer mehr als er hat. Ohne Schulden glaubt er, wie alle alten Studenten, gar nicht existiren zu können, denn Schulden zu machen ist keine Schande, im Gegentheil, man borgt nicht Jedermann.

Der junge Schriftsteller ist immer etwas unverschämter Natur. Er bekümmert sich um Niemand und thut, als wäre er überall zu Hause. Gegen Buchhändler ist er höflich und zuvorkommend. Er bleibt Schriftsteller, so lange es geht, d. h. ein paar Monate oder auch ein paar Jahre lang, bis ihm ein Dekret des Consistoriums oder Studienraths ein sicheres Auskommen verschafft. Meistens aber hat er's mit seinen Vorgesetzten verdorben und bitten und betteln mag er auch nicht, also bleibt er in seiner Carrière. Hat er doch immer noch ein größeres Auskommen, wenn er auch nur mit Uebersetzen und kleinen Fabrikarbeiten sich abgäbe, denn ein Landpfarrer 1ter Classe! Ein Unglück für ihn ist's, daß er meistens keine reiche Frau bekommt.

56.

Der Tübinger Kutscher.

Der Tübinger Kutscher trägt gewöhnlich kurze Stiefeln, eine rothe Nase, lange graue Hosen, ein sonnverbranntes Gesicht, einen grauen Frack, eine Pfeife mit einer Menge Namen auf der Rückseite, die er zum Geschenk von einem Studenten erhalten, eine rothe Cerevismütze, oder einen breiten Hambacherhut und im Winter einen grünen Mantel, der ebenfalls früher einem Studenten gehörte.

Der Tübinger Kutscher ist ein Mittelding zwischen einem Philister und Studenten. Er zeichnet sich dadurch aus, daß er unverschämt viel flucht, außerordentlich schnell fährt, alle zwei Stunden einkehren will, unmenschlich viel trinken kann, und in's Blaue hinein pumpt, zu deutsch borgt. Des Morgens hat er nichts früher zu thun, als zu seinen Kunden zu gehen, und zu brummen, d. h. an die Bezahlung zu mahnen. Er klopft an; „Herein;" „Guten Morgen, Herr!" „Ich habe kein Geld." Das ist die ganze Unterredung, der Student läßt einen Schnaps kommen und der Kutscher geht zufrieden von dannen. Weiß er ja doch, daß er nach der Vacanz bezahlt wird!

Nachmittags ist der Tübinger Kutscher stets auf der Fahrt. Nicht etwa mit einigen Honoratioren und am allerwenigsten mit einem Professor. Da geht's viel zu solid her; man fährt bald fort und viel zu bald nach Hause. Nein der ächte Tübinger Kutscher fährt mit Studenten. Da fühlt er sich in seinem Elemente. Wozu ein Anderer drei Stunden braucht, das fährt er in anderthalb; aber nun fährt er auch keinen Schritt weiter; jetzt muß es

eingekehrt seyn. Im Wirthshaus ist der Kutscher der Herr, d. h. der Wirth ehrt ihn höher, als die Herren Studenten, ob er gleich diese sehr hoch hält. Wirthin, Kellnerin, Köchin, sie stehen Alle dem Kutscher zu Befehl. Ihm wird derselbe Wein aufgetischt, den die drinnen im Honoratiorenzimmer trinken, und er trinkt mehr davon, als ihrer drei zusammen. Warum sollte er auch nicht? die Studenten müssen ja doch Alles bezahlen! Oftmals ist's freilich umgekehrt. Die Studenten möchten gerne eine Gutte machen und haben doch kein Geld; auch sind die Wirthe, zu denen sie auf der Reise kommen, ihnen unbekannt oder auch malhonnet genug, nicht zu borgen. Allein was macht das? Der Kutscher muß Geld mitnehmen, er muß der Cassier, Bürge und Selbstzähler zugleich seyn, — nach der Vacanz bekommt er's wieder. Wie oft kam's da schon vor, daß die ganze Gesellschaft sich festgekneipt hatte, und gerne fortgewesen wäre und doch nicht konnte! Da saßen sie, Studenten, Kutscher und Pferde — die letzteren standen oder lagen — und hatten eine starke Zeche und kein Geld; Niemand half ihnen aus der großen Noth und sie mußten so lange vor Anker bleiben, bis der nach Tübingen Gesandte mit Geld wiederkehrte, um sie auszulösen von dem starrsinnigen Wirthe, und wie oft blieb nach der Bezahlung noch Etwas übrig, und man fuhr nun erst nicht nach Hause, bis auch das Letzte vertrunken war! Bei solchen Suiten ist der Kutscher immer fidel, und fast wird er von seinen Herren wie ein Bruder behandelt. Am fidelsten ist er aber bei Ausritten. Er hält es stets mit einer gewissen Parthie, mit der Burschenschaft oder mit dem Corps. Also es sey ein Corpsausritt, das ist nämlich nichts Anderes, als eine gemeinschaftliche Suite aller Corpsstudenten zu Ehren einiger alten Häuser, die in diesem Semester von der Universität abgehen; „ich muß mit,"

ruft der Kutscher voller Freude; „ich fahre vierspännig;“ denn an solchen Tagen wird nichts gespart, und es geht so hoch her, als immer möglich. Der Ausritt dauert zwei oder auch noch mehr Tage. Wo stillgehalten wird, wird commersirt, und das ist des Kutschers Hauptgaudium, denn er commersirt dann ebenfalls. Wie die Studenten im Saale sitzen und ihre Präsides haben und ihre Schläger, so haben's auch die Kutscher in ihrem Zimmer. Der älteste oder renommirteste sitzt oben an und schlägt mit einem alten Rappiere, das er heimlich einem Studenten für heute entwendet, auf den Tisch, daß alsbald tiefes Schweigen eintritt. Sind junge Kutscher dabei, die noch nicht recht eingeführt sind, oder gar zum Erstenmale dabei waren, so dürfen sie sicher seyn, ärger maltraitirt zu werden, als die mißbrauchtesten Füchse, d. h. die novi unter den Studenten. Gewöhnlich sind die Kutscher so betrunken, daß man ihretwegen einen halben oder auch einen ganzen Tag zugeben muß, nur bis sie wieder nüchtern werden und nach Haus zu fahren im Stande sind.

Den Studenten läßt der Tübinger Kutscher durchaus nichts geschehen. Lieber fängt er die größten Händel an, ehe er sie beleidigen läßt. Ist's aber schon zu Händeln gekommen, so ist er gewiß gleich mitten drinnen, und die Philister fühlen alsbald seine derbe Faust. Auf die Ehre seiner Herren hält er überhaupt außerordentlich viel, und ein Vorfall bleibt mir in dieser Hinsicht unvergeßlich. Es war in Ehningen. Der Tübinger Kutscher saß im gewöhnlichen Wirthszimmer, und zechte mit dem Kutscher eines reisenden Kaufmanns. „Mein Herr ist der beste,“ rief der Kutscher des Reisenden; „ich darf trinken, was ich will und essen was ich will, und mein Herr bezahlt Alles.“ Und zum Beweis ließ er sogleich eine Bouteille Zwölfer kommen. „Was,“ dachte der Tübinger, „so ein lausiger

Kaufmanns-Kutscher soll sagen können, er hätte einen bessern Herrn als ich?" Und alsobald ließ er Champagner kommen auf seiner Herren Kosten, und die Studenten bezahlten ihn ohne Widerrede, denn die Ehrliebe des Kutschers freute sie. Der reisende Kutscher aber sprach kein Wort mehr von seines Herrn Freigebigkeit.

Der Tübinger Kutscher ist stets bei der Hand. Wenn der Kanzler käme, und wollte um zwölf Uhr Nachts fortfahren, da gäbe es allerhand Entschuldigungen, und am Ende müßte gar noch ein Pferd krank seyn, und wenn die Sache auch noch so sehr pressirte. Aber ein Student kommt angestolpert, und ruft: „Angespannt!" und es steht keine Stunde an, so geht's schon zum Thore hinaus. Denn der Tübinger Kutscher ist gegen Niemand höflich, als gegen Studenten; oft nicht einmal gegen diese. Dann nimmt er's aber auch nicht übel, wenn er ein klein bischen wegen seiner Grobheit geprügelt wird. Von einem Philister aber läßt er sich keine Zurechtweisung gefallen.

Der Tübinger Kutscher stirbt meist an der Wassersucht, und hinterläßt selten etwas mehr, als eine Chaise und zwei steife Pferde.

57.

Der angehende praktiſche Arzt in Stuttgart.

Der angehende praktiſche Arzt in Stuttgart iſt immer ſehr elegant gekleidet, und kann vor Geſchäften kaum auskommen, wenn man ihn hört. Sein ſehnlichſter Wunſch iſt aber, ſich eine gute Praxis zu erwerben.

Es iſt freilich etwas ſchwer, Patienten zu bekommen in einer Stadt, wo ſchon ſo viele Aerzte ſind, Aerzte mit bedeutenden Namen und mit bedeutenden Kenntniſſen; zu denen man überdieß noch mehr Zutrauen hat, als ihrer gelungenen Curen halber erforderlich wäre. Am ſchwierigſten iſt es für Einen, der nicht einmal ein Stuttgarter Bürgerskind iſt. Wie ſoll der bekannt werden? Ein Stuttgarter Bürgers-Kind hat doch noch ſeine Verwandte, und es iſt im Ganzen einerlei, ob ſie ſich von ihm zu Tode kuriren laſſen, oder von einem Andern. Das Geld bleibt doch wenigſtens dann in der Familie. Der Fremde aber, der hierher kommt, um die Menſchen von ihren Krankheiten zu erlöſen, hat gar Nichts als ein gemachtes Examen, und das iſt blutwenig. Es wäre eigentlich beſſer, wenn er keines gemacht hätte; ſo könnte er ſich doch förmlich als Charlatan geriren. Aber was thut's? der junge praktiſche Arzt verzweifelt nicht, er weiß ſich zu helfen. Das Erſte iſt, daß er im ſchwäbiſchen Merkur bekannt macht, er habe ſich hier als praktiſcher Arzt niedergelaſſen, und werde die Unbemittelten umſonſt kuriren oder auch nicht kuriren. Das Zweite iſt, daß er bekannt zu werden ſucht. Das beſte Mittel dabei iſt, ei-

nen guten Freund zu gewinnen, der in irgend eine Zeitung eine rührende Danksagungsepistel einrückt, gerichtet an Herrn Dr. N. N. für außerordentliche, wahrhaft wunderbare Dienstleistungen in einer für jeden andern Arzt unheilbaren Krankheit. Dieß gibt ihm Gelegenheit, eine bescheidene Replik zu verbreiten, worin er sehr beschämt ist über solch' öffentliches Lob, und erklärt, nichts weiter gethan zu haben, als andere berühmte Aerzte auch gethan hätten. Das Dritte ist, daß er seine Laufbahn alsbald beginnt. Morgens steht er auf in aller Frühe, und rennt die Stiege hinunter, als ob er den Hals brechen wollte. Allein er handelt in seiner Pflicht; denn er hat seinen Hausleuten anvertraut, daß er schnell zu einem äußerst gefährlichen Patienten gerufen worden sey. Nun geht's auf die Straßen oder vielmehr über die Straßen. Der junge Praktikus geht außerordentlich schnell. Es pressirt ihm zusehends und er kann sich daher mit einem Bekannten, der ihm zufällig begegnet, kaum einige Minuten unterhalten. Er hat zu viel zu thun, und käme sonst an diesem Vormittag nicht mehr bei allen seinen Patienten herum! Er geht auch in der That in eine Menge Häuser hinein; es sind meistens vornehme Häuser, d. h. Häuser von schönem Ansehen, worin vornehme Leute wohnen oder doch wohnen können. Man sagt zwar, daß er hier manchmal nur geschwind die Stiege hinauf und wieder herunterspringe, ohne mit Jemanden ein Wort zu sprechen, oder daß er sich sogar schon hinter die Hausthüre gestellt habe, um so viel Zeit vorüber gehen zu lassen, als zu einem Krankenbesuche gehört; allein das ist reine Verläumdung, er hat wirklich Patienten dort, und wäre es auch nur ein Freund von obenhin, der in einem Hinterstübchen, fünf Treppen hoch, gegen den Hof hinaus wohnt und einen Besuch von fünf Minuten sich zur Ehre schätzt.

So geht der Vormittag hin. Alle Straßen sind durchwandelt; alle Patienten haben ihre Rezepte erhalten. Den Nachmittag behält der junge Herr Doktor für sich. Er ist zu Hause, er studirt. Du trifft ihn in seinem nicht uneleganten Zimmer im Schlafrocke auf dem Sopha sitzend, von einer Menge aufgeschlagener Bücher umgeben; und wenn du ihn fragst, was er mache, so antwortet er nur so leichthin, er habe da den und den berühmten Arzt und Professor über einen außerordentlichen Fall zu Rathe gezogen, der ihm gestern oder heute Morgen erst vorgekommen ist; nicht etwa aber, um Etwas zu lernen für diesen Fall, er hat ja bereits das Recept verschrieben, und das Gehörige verordnet; — sondern nur um zu wissen, ob die Bücher da einerlei Meinung mit ihm sind, oder nicht, und richtig, immer findet er, daß er die gelehrtesten Männer auf seiner Seite hat. Sollte man also einem so gelehrten, einem so fleißigen, einem so gesuchten, einem sich so viel zu schaffen machenden jungen Manne sich und seinen Körper nicht anvertrauen? Ach! und wie lieb wäre es ihm, wenn Jemand aus einer weitverzweigten Familie ihm seine Tochter anvertrauen würde als immerwährende Gefährtin! —

Der junge praktische Arzt ißt stets in den nobelsten Gasthöfen zu Mittag und zu Nacht. Wenn ihn einmal Jemand holen wollte, könnte er sich denn da nachsagen lassen, daß er in einer Kneipe gewesen sey? Da erschiene er ja als Einer, der nicht genug verdiente, um immer in vornehmer Gesellschaft seyn zu können. Er zerreißt alle Wochen zwei Paar Sohlen. Am liebsten ist's ihm, wenn er einen Laien daran kriegen kann, sich mit ihm zu unterhalten. Diesem erzählt er von Operationen und erstaunlichen Kuren vor, die er alle schon längst voll-

bracht, bis der Andere vor Erstaunen ganz schwarz geworden ist.

In ein paar Jahren ist er schon so weit gekommen, daß er entweder die Stadt verlassen muß, um sich der gesündern Luft wegen als ländlicher Physikus fortzubringen, oder daß er seines gesteigerten Einkommens halber seine Patienten nicht mehr zu Fuße, sondern in bescheidenem Einspänner besuchen kann.

58.

Die Winkelschenke.

Den besten und wohlfeilsten Wein trinkt man nicht im Gasthofe; den besten und wohlfeilsten Wein trinkt man in der Winkelschenke. Wovon sollte denn der Gastwirth seine schönen Zimmer und seine befrackten Kellner bezahlen? Der Gasthofwirth muß theuer seyn. In der Winkelschenke aber ist's wohlfeil, und heimlich. Wohl steht sie nicht an der Hauptstraße und hat die Aussicht auf den Markt oder auf die Planie; wohl sind die Möbel nicht von Mahagoni-Holz und die Spiegel reichen nicht bis an den Boden; wohl ist der Boden nicht eingelegt und keine herrlichen Tapeten schmücken die Wände; wohl wird nicht auf Silber servirt und nicht aus Cristall-Gläsern getrunken; aber was du issest ist gut, und was du trinkest ist gut, und Alles ist reinlich zubereitet und du darfst nicht viel bezahlen und du fühlst dich dort wie zu Hause. Die Winkelschenke steht meistens in einem sehr engen Gäßchen, und nicht selten gehen die Wirthszimmer noch überdieß hinten hinaus. Der Aussicht halber darf man nicht hinkommen. Das Haus ist sehr unscheinbar, sieht oft fast ärmlich aus; an einem kurzen Stänglein hängt ein kleines schwarzes Täfelchen, worauf verschiedene Nummern stehen; die Nummern bedeuten die verschiedenen Weinpreiße; die Preiße sind sehr niedrig; aber laß dich nicht abschrecken, tritt keck hinein, und tappe die finstere Stiege hinauf; die enge Straße führet zum Heile.

Das Lokal ist sehr eng; ein großes Zimmer für Jedermann, und ein kleineres für ausgewählte Gesellschaft.

Das große Zimmer ist sehr einfach möblirt, ein paar eichene Tische, ditto Stühle, eine fortlaufende Bank an der Wand ringsherum, kleine rothe Vorhänge, kein Spiegel, ein Schwenkkessel, ein ungeheurer Ofen, der bis in die Mitte der Stube reicht; und schwarz gerauchte Wände, — das ist das ganze Ameublement. Hier sitzen Kutscher, Bürger, Bediente, Polizeidiener, Soldaten, Handwerksgesellen, Leute aller Art. Es wird erschrecklich viel geraucht und erschrecklich laut gesprochen. Das Trinken vergißt auch keiner, und die Magd, die als Kellermädchen figurirt, hat erstaunlich flinke Beine nöthig, um überall auszukommen, und doch noch mit Diesem oder Jenem ein Paar freundliche Worte, ein Paar verständliche Blicke wechseln zu können. Diese Gäste sind meist derb, aber sind sie derb, ist das Mädchen noch derber. Was hier gespeist wird, sind meist Knackwürste.

Ganz anders sieht's aus im kleinen Zimmer. Da steht ein Sopha vom alten Schlage, lang, breit, ohne Federn; die Stühle sind alle gepolstert, mit langer Lehne, bequem zum Ausruhen; ein kleiner Spiegel hängt an der getäfelten Wand, neben ihm der Dr. Martin Luther, der König, L. Uhland und noch einige andere Gemälde; die eichenen Tische sind immer frisch glänzend, und die Fenster mit Vorhängen fast dicht verhüllt. Wohl ist die Stube nieder, und die große altmodische Commode verschließt fast allen Platz, aber je enger es hergeht, desto weiter schließt sich das Herz auf. Hier ist's gut seyn, und hier sitzen die alten Zecher, die täglichen Gäste, ehrbare Männer vom Handwerksstande, und vielleicht einer vom Schreiberstande darunter, der schon viele Jahre Kanzlist war und Zeitlebens nichts Anderes wird, Männer mit alten verwitterten Gesichtern und glänzenden Nasen. Sie nippen nur vom großen Glase, aber ihr Nippen ist fast wie

bei einem andern ein derber Zug, und der Schoppen muß drei- und viermal gefüllt werden, ehe sie aus einander gehen. Sie essen wenig, einen einfachen Braten, den die Wirthin selbst bereitet, die den ganzen Abend in der Küche zubringt, aber sie rauchen aus ihren alten Ulmerköpfen, die so braun sind als ihre Gesichtsfarbe, daß man fast nichts mehr sieht, als die schimmernden Nasenspitzen. Es ist so traulich warm, und immer traulicher, je mehr es draussen stürmt und regnet oder schneit; und es läßt sich so gut sprechen da von fremden Dingen, von dem Kriege in Spanien und den tapfern Tscherkessen, und der Lärm in der äußern Stube, der klingt dann wieder dazwischen wie Waffengetöse, so daß man meint, man liege ruhig in den Winterquartieren, der Feind aber draussen, der handthiere wild in der Gegend herum und suche ein Obdach. Der Hausherr sitzt auch am Tische und schwatzt gleichfalls mit drein und ist gar hoch angesehen, als wäre er der vornehmsten Gäste einer. So sind die Alten vergnügt; am andern kleinen Tischchen aber sitzen auch zwei und die sind noch vergnügter: das ist der junge Commis und das Töchterlein vom Hause.

Es gibt keine Winkelschenke, in der nicht ein schönes Töchterlein wäre. Das Töchterlein ist immer schön, wenigstens hat sie einen Anbeter, der es ihr sagt. Oft sind's zwei Töchter, dann ist die Winkelschenke geborgen, die Gäste bleiben gewiß nicht aus. Ist's nicht angenehmer zu trinken, wenn der Wein von lieblicher Hand kredenzt ist? Und sie sieht so reinlich und appetitlich aus in ihrem einfachen Kleide mit dem schmalen weißen Schürzchen! Auch die alten Knasterbärte möchten den Braten nicht essen, und den Wein nicht schlürfen, wenn *sie* ihn nicht gebracht hätte. Freilich ist die Bedienung nicht so flink, als im Gasthofe, wo der Kellner auf einen Wink

in den Keller fliegt. Wie könnte man es auch dem schönen Kinde zumuthen, sich plötzlich loszureißen, wenn sie gerade mit dem Commis oder einem guten Freunde, den er mitgebracht, spricht! Hier ist ihr Territorium, und ein jedes Frauenzimmer herrscht auf seinem Territorium. Du mußt froh seyn, wenn sie dich nur überhaupt bedient, und wenn du dich nicht in Geduld zum Warten bequemst, so magst du immerhin der Kellnerin im äußern Zimmer rufen, von ihr aber bekommst Du auch späterhin Nichts mehr. Höchstens kann sie durch eine handgreifliche Ermahnung ihres Vaters ein bischen anderer Meinung gemacht werden.

Die Winkelkneipe ist der Sitz der Stadtneuigkeiten. Oft scheint es, man wisse dort schon zum Voraus, was erst eine halbe Stunde später geschehen wird.

59.

Der Handelsjude.

Es gibt in Würtemberg verſchiedene Juden.

Es gibt chriſtliche Juden. Ein chriſtlicher Jude iſt meiſt Kaufmann, und zeichnet ſich dadurch aus, daß er ſich ſchämt, ein Jude zu heißen. Nichts dünkt ihm eckelhafter, als der Umgang mit Juden. Wenn er einmal mit einem ſeiner Glaubensgenoſſen zu thun hat, ſo beſchwert er ſich nachher gegen ſeinen chriſtlichen Freund bitter darüber. Er ißt Schweinefleiſch nach Herzensluſt und ein wohlgeräucherter Schinken geht ihm über Alles. Seine Kinder erhalten lauter chriſtliche Namen, denn Nichts iſt verpönter als der Ruf: Salomon, Abraham, Rebecca, Sarah. Hat aber ein Kind zufällig ſchon einen ſolchen Namen — es muß ihn ablegen und man ruft ihm Marie, oder Chriſtine, oder Theodor, oder Auguſt. Almoſen gibt er ſehr viel, nicht weil er's gern thäte, oder aus Mildthätigkeits-Sinn, nein, nur deßwegen, daß man nicht meint, er ſey ſo geizig, wie ein Jude. Am liebſten gibt er an Chriſten Almoſen, und auch hier am liebſten in dem Fall, wenn die Sache öffentlich bekannt wird. Die chriſtliche Jüdin kennt keinen ſehnlichern Wunſch, als die Aufhebung der Scheidewand zwiſchen Juden und Chriſten. Ach! Mein Gott! Wie ſchön wäre es, wenn der ſchöne Cavallerie-Lieutenant, mit dem gewichſten Schnurrbart ihr (ſie) heirathen würde! Die chriſtliche Jüdin trägt Locken und Hut, liebt buntfarbige Gewänder, geht immer mit den nobelſten Perſonen um und ſpricht rein deutſch, wie eine Frankfurterin. Der chriſtliche Jude reitet viel, lebt cavaliermäßig, trägt einen

Schnurrbart und macht seinem Vater, dem reichen Banquier mit der großen Geldseele, viel Sorgen.

Es gibt aufgeklärte Juden. Der aufgeklärte Jude ist entweder Arzt, oder Jurist, oder Rabbiner, oder Privatgelehrter, immer aber hat er etwas gelernt, und sich Kenntnisse erworben. Der aufgeklärte Jude ist ein Mensch, wie ein anderer Mensch auch. Er schämt sich nicht, ein Jude zu seyn und zu heißen, denn er denkt, das Judenthum ist auch eine Religion, so gut als das Christenthum und der Muhamedanismus. Er schämt sich auch nicht, als Jude zu leben, in die Synagoge zu gehen und den Sabbath zu heiligen; allein er weiß auch, daß verschiedene Gebräuche und Gesetze für die jetzige Zeit und für das jetzige Heimathland nicht mehr passen, er weiß, daß der Stand seiner Glaubensgenossen einer Cur von Grund aus bedarf, um mit andern Menschen gleich gestellt werden zu können, darum ist er Reformator oder Reformer. Besonders stolz ist der aufgeklärte Jude auf die Namen Heine und Börne. Sobald er einmal einen Witz gemacht hat oder gegen Jemand recht grob gewesen ist, meint er schon ein kleiner Heine oder Börne zu seyn. Der aufgeklärte Jude zählt unter seinen Mitgliedern blos Männer, er spricht deutsch und französisch, und kann nur Etwas Jüdisches nicht ablegen: die Zudringlichkeit.

Es gibt zelotische Juden. Der zelotische Jude ist der Gegensatz vom Reformer. Nichts ist ihm verhaßter, als die Aufklärung, und nichts widerwärtiger, als die Verbesserung. Man sollte eine Parthie davon nach England senden, den Tories zur Verstärkung. Das jüdische Gesetz soll gelten, wie's vor 1800 Jahren galt. Hierin sind auch viele „christliche Juden" theilweise seiner Meinung, denn sie machen sich noch immer kein Gewissen daraus, die Christen zu betrügen. Ein talmudisches Gebot muß man

halten. Ein zelotiſcher Jude iſt ſelten ein Mann, aber meiſtens ein altes Weib. Am allerärgſten iſt es dieſer, wenn ein Enkel auf der Univerſität mit den andern Studenten zuſammen ißt und keinen koſchern Wein trinkt.

Aber weder der „chriſtliche Jude," noch der „aufgeklärte Jude," noch der „zelotiſche Jude" iſt der eigentliche Jude. Der eigentliche Jude iſt der „Handelsjude." Man ſollte ihn eigentlich „Schacherjude" heißen; denn ſein Handel iſt weder en-gros-Handel, noch en-détail-Handel, ſondern blos Schacherhandel. Der Schacherjude iſt nie zu Haus und handelt mit Allem. Er trägt gewöhnlich einen alten Frack, den er alt gekauft hatte, kurze Hoſen und lange Stiefeln. Die Kappe iſt immer von braunem Sammt. Der Rücken iſt gekrümmt, denn er trägt ſtets einen großen Schnappſack. Die Naſe iſt ſpitz, wie ſein Bart, das Kinn unendlich lang, wie das eines gemeinen Vielfraßes. Der Schacherjude iſt unausgeſezt thätig. Er glaubt aber, es gebe keine andere That, als Einkauf und Verkauf. Er trifft dich auf der Straße, er ſpricht dich an: „Nun? haben Sie nichts zu handeln? alte Kleider, Pfeifen, Betten, Hemden, Bücher — er nimmt alles, und weiß an Allem eine Maſſe auszuſetzen, wie der würtembergiſche Pietiſt an den Nichtpietiſten, und kauft's um den vierten Theil des Werthes. Brauchſt aber du etwas, du kannſt's auch haben; eine Uhr vielleicht? einen Meerſchaumkopf? Tuch zu einem Mantel? einen ſchönen Ring? Er hat Alles, und hat er's nicht, in einem halben Tage ſchafft er's herbei, denn er kennt alle Welt und weiß von Jedem, wo ihn der Schuh drückt. Und er ſchwatzt dir vor ein langes und breites von der Schönheit und Vortrefflichkeit der Waare, die er dir anbietet, und du darfſt's ja nicht gleich baar bezahlen, ſondern erſt nach einem Vierteljährchen und du kaufſt es um das doppelte Geld. Warum man wohl immer

mit dem Schacherjuden handelt! Vielleicht aus Anhänglichkeit und Liebe? oder doch aus Mitleid mit seiner Armuth, die er zur Schau trägt? O nein! Niemand liebt ihn, Niemand achtet ihn, aber viele hassen ihn und noch mehr verachten ihn. Er ist der Gegenstand der Verspottung in der kleinen Hütte wie im Palaste und man hält ihn tiefer, als den geringsten Hund. Und doch kann man ihn nicht entbehren. Gibt es doch Gegenden, wo es unmöglich ist, etwas zu kaufen oder zu verkaufen, ohne ihn? Oder ist nicht bei Heilbronn aller Frucht- und Viehhandel in den Händen der Juden? Und ist Einer nicht doppelt betrogen, wenn er handelt, ohne daß ein „Mausche" der Unterhändler wäre. Die Juden alle zusammen haben ein Complott gebildet, vor dem kein Christ aufkommen kann. Ihrer sind wenige, aber sie sind einig, und der Christ braucht den Juden, um nur nicht doppelt, sondern blos einfach betrogen zu werden. Schon mancher Jude hat sich auf dem Heilbronner Viehmarkt ein Schönes verdient blos als Unterhändler, ohne daß er selbst Etwas gekauft oder verkauft hätte. Es geht aber auch nichts über die Aufdringlichkeit dieser Menschenrace. Du willst ein Pferd kaufen, du handelst mit dem Pferdebesitzer, — ein Jude mischt sich ein; du nimmst den Pferdebesitzer bei Seite, — der Jude folgt dir; du machst dem Juden Grobheiten, — es gibt keinen Menschen, der Grobheiten besser verdaut, als ein Jude; du wirst den Juden nicht los, du magst es machen, wie du willst. Gewinn geht ihm über Alles. Ehrgefühl ist eine Sache, für die es kein hebräisches Wort gibt. Die Liebe zum Geld vertritt bei ihm die Stelle des Herzens. Um Geld thut er Alles, um Geld läßt er sich schimpfen, um Geld läßt er sich schlagen, um Geld spricht er den Namen Jesus aus, um Geld ißt er eine Knackwurst, und sogar den Sabbath entheiligt er,

60.

Der Wiesensteiger Gypser.

Wiesensteig ist eine kleine Stadt von 1200 Einwohnern und liegt auf der schwäbischen Alp. Alle männlichen Einwohner sind Maurer und Gypser.

Das Städtchen sieht etwas armselig aus, und die Insassen sind zwar nicht selig, aber doch sehr arm. Die Gegend umher ist rauh. Es gibt viele Steine, schöne grüne Wiesen, mächtige Berge und ziemliche Waldungen. Frucht wächst blutwenig. Von dem Ertrag aller Aecker, die zum Städtchen gehören, könnten sich keine 10 Familien nähren. Vieh hat man, aber es ist sehr mager; denn seine einzige Nahrung ist das bischen Wieswachs in den Thälern. Von den großen wilden Ochsen, die dem Städtchen den Namen gaben, findet man keine Spur mehr *). Wenn der Wiesensteiger nicht verhungern will, so muß er hinaus.

Der Wiesensteiger wird als Gypser und Maurer geboren. Sein Vater war ein Maurer, sein Großvater war ein Maurer, sein Urgroßvater war ein Maurer, er wird doch nichts anderes werden wollen? Der Wiesensteiger lernt das Maurerhandwerk gleichsam spielend, wie Kinder das Sprechen. Er hat die Kunst zu Gypsen mit der Muttermilch eingesogen, wie manche Leute schlimme Gewohnheiten. Vom 14ten Jahre an geht er als Junge mit dem Vater, und vom 18ten an als Geselle. Den ganzen

*) Wiesensteig hieß ursprünglich Wisuntesstaiga, d. h. Bergpfad des Wisents oder wilden Waldochsen.
Der Verf.

Sommer über ist er nie zu Hause. So lange die Sonne warm scheint, so lange ist er bei der Maurerarbeit. Er ist sehr gesucht und sehr beliebt, denn er arbeitet schnell und arbeitet lang und arbeitet gern. Ein gewöhnlicher Maurer in Schwaben ist ein geborner Bruder Langsam und Bruder Faullenzer. Fünf Minuten braucht er, bis er sich besinnt, ob er diesen Stein nehmen will, oder jenen, vier Minuten bis er weiß, wo er ihn anfassen soll, sieben Minuten bis er ihn aufhebt, und eilf bis er ihn lange genug besehen hat, ob er auch recht sitzt. Dazwischen hinein wird die Pfeife wieder frisch gestopft, mit einem Vorübergehenden gesprochen und die Pfeife versäumt. Davon weiß der Wiesensteiger Maurer nichts. Darum suchen ihn nicht bloß die Meister in Würtemberg, im Oberland so gut wie im Unterland, sondern auch in Baden und Baiern ist er gleich sehr beliebt. Eine Stube, die kein Wiesensteiger Gypser geweißt hat, kann unmöglich ganz weiß und überall gleich weiß seyn. Sie wird Ekriche haben, da wird der Kalk zu dick und dort zu dünn aufgetragen seyn. Der Wiesensteiger Gypser allein macht's recht. Man hat einmal den Glauben an ihn, und der Glaube ist bekanntlich eine Sache, die derzeit in Würtemberg etwas gilt, absonderlich der Kornthaler Glaube.

Der Wiesensteiger kommt Winters nach Haus. Denn im Winter gibt's nichts zu mauern und nichts zu gypsen. Die andern Maurer liegen im Winter auf die faule Haut. Sie wollen von ihren Strapatzen ausruhen: Warum nicht? Es gibt ja Leute, die das ganze Jahr hindurch ausruhen und doch keine Ruhe haben. Der Wiesensteiger kann das nicht. Woher sollte er sich ernähren, sich und seine Familie? Er setzt sich hin und wird Drechsler. Freilich kein Drechsler, wie's in Paris Drechsler gibt, auch nicht wie in Stuttgart, aber ein Drechsler, wie die Geiß-

wenn's ein Profitchen gibt, und der gestrenge Rabbiner es nicht erfährt.

Der Schacherjude ist nothwendig verheirathet. Als Junggeselle stirbt selten einer. Die Frau arbeitet gar Nichts. Sie liebt Nichts als den Schmutz. Kein weibliches Wesen ist ekelhaft-nachlässiger angezogen, als eine gemeine Judenfrau. Die Hemden werden alle vier Wochen und das Gesicht alle 14 Tage gewaschen. Nur am Freitag wird das Haus und die Stube gescheuert. Die lieben Söhnlein sind eben so schmutzig. Es gibt welche, auf deren Wangen man Rüben säen könnte. Die Töchterlein aber putzen sich und lieben bunte Schürzen und bunte Bänder und ihre Gewänder sind wollüstig-leicht um den üppigen Leib geworfen, und sie gehen aus, die Christen-Jünglinge für sich zu fahen und Liebe mit ihnen zu pflegen: um „noble Präsenter."

Gegenwärtig hat der Schacherjude eine böse Zeit. Er muß seine Buben in die Schule schicken bis in's 11. Jahr, dann muß er sie ein Handwerk lernen lassen, oder zum Ackerbau anhalten, und sie dürfen ihm nicht mehr beistehen im Schacherhandel. Ach! wie gut war's doch früher, wo der Bube schon im 11. Jahr sein eigenes Brod verdiente, und im 12. Jahr schon ein Profitchen heimbrachte! Alle die neuerworbenen Rechte, wornach er so gut steht, als der Protestant und Katholik, er gäbe sie fröhlich hin, wenn nur das Schulgehen und Handwerkerlernenlassen nicht wäre! Ueber Nichts jedoch hat er einen größern Zorn, als über die Neuerungen im Cultus überhaupt. Nicht daß er arg bigott wäre! obgleich er auch in religiöser Hinsicht unmöglich frei denken kann, da er eigentlich hierüber gar Nichts denkt. Allein die Neuerungen kosten ihm Geld. Und für was hat man eine Religion, wenn man noch Geld dafür bezahlen soll?

Der Handelsjude achtet alle Menſchen gleich, wenn ſie nicht Juden ſind, ſie ſind alle da, damit er von ihnen lebe. Den Mitjuden liebt er als Bruder, wenigſtens behandelt er ihn ſo. Es gibt keine jüdiſche Gemeinde, die Eines ihrer Mitglieder zu Grunde gehen ließe. Immer wird ihm wieder aufgeholfen. In dieſer Hinſicht dürften ſich viele Chriſtengemeinden ein Vorbild nehmen. Daher will auch kein Jude Chriſt werden. Nur die größten Vortheile können ihn dazu bringen. Aber Niemand wird von den Juden mehr verfolgt und mehr verachtet, als ein Jude, der Chriſt geworden.

linger Drechsler. Er drechselt Spindeln und Würtel. Dieß versteht er aus dem Fundamente. Hat er nun eine Portion zusammengedrechselt, so kauft er sich noch eine Parthie Peitschenstecken, die in Gansloſen zu Hause sind, und nun geht's fort auf die Wanderung. Er zieht durch Baden, durch Würtemberg, durch Bayern. Ueberall ertönt auf den Straßen sein Ruf: Kaufet auch Spindeln, Würtel! Und man kauft ihm gerne ab, denn er ist wohlfeiler, als ein Anderer im Orte.

Der Wiesensteiger Gypſer ist leicht zu erkennen, denn er sieht sehr mager und im Winter sehr erfroren aus. Er trägt nie andere Kleider, als Hosen und Wamms von weißem Zwilch. Die Reinigung besorgt er meist selbst. Er lebt so einfach, als möglich. Ein gewöhnlicher Mensch würde in einem Tage verzehren, wovon er eine ganze Woche lebt. Daß man nothwendig alle Tage warm essen müsse, um gesund zu bleiben, ist ihm eine neue Regel. Brod und Waſſer sind seine Lieblingsspeiſen, wenn er nichts anderes hat, und selten hat er was anderes, wenn's die Leute ihm nicht schenken. Der Gewinn aus den Holzwaaren beträgt oft täglich keine zwölf Kreuzer.

Der Wiesensteiger Gypſer ist weit in der Welt herum gekommen und hat daher freie Ansichten. Die Frauen zu Haus aber sind sehr bigott. Noch im Jahr 1583 wurden fünf und zwanzig Hexen in Wiesensteig verbrannt.

Inhalts-Anzeige.

	Seite
1.) Der Schwabe	1
2.) Der alte Reichsstädter	5
3.) Der protestantische Geistliche	9
4.) Die Grisette eines Landstädtchens	17
5.) Ein gebildeter Gastwirth	20
6.) Ein Stuttgarter Ladenschwengel	24
7.) Der Weingärtner	29
8.) Der Herr Dekan	32
9.) Der Dorfbärbier	36
10.) Ein Stuttgarter Biergarten	40
11.) Der Dorfschultheiß	45
12.) Ein Fiacre	50
13.) Der Land-Edelmann	53
14.) Der Dorfschulmeister	57
15.) Der Stadtzinkenist	62
16.) Die Pfarrerstochter	67
17.) Ein Stuttgarter Theater-Claqueur	69
18.) Der Schwarzwälder Bauer	73
19.) Der Elegant eines Landstädtchens	75
20.) Der katholische Geistliche	77
21.) Der Dorfschütz	81
22.) Der Hochadelige	85
23.) Der Schulerbube	88
24.) Ein öffentliches Stuttgarter Mädchen	91
25.) Der Herr Prälat	98
26.) Der Schulprovisor	101
27.) Die Zigeuner-Familie	104
28.) Ein Stuttgarter Gelegenheitsmacher	109
29.) Das Steinlacher Mädchen	113
30.) Der Fromme	115
31.) Der Lieutenant	119
32.) Der Handwerksmann	121
33.) Der Oberschwabe	126

Seite

34.) Eine alte Jungfer 128
35.) Der Ober-Amtmann 131
36.) Die Spinnstube 134
37.) Der Förster 138
38.) Ein Stuttgarter Theater-Kritiker 143
39.) Das Mädchen aus der Baar 147
40.) Der Tübinger Student 149
41.) Der Gerichtsbeisitzer 155
42.) Der Schreiber 158
43.) Ein Stuttgarter Buchhändler 162
44.) Der Aelpler 167
45.) Der Amtsdiener 169
46.) Ein Stuttgarter alter Junggeselle 173
47.) Der Ehninger Krämer 177
48.) Der Rekrut 179
49.) Eine gebovene Stuttgarterin 185
50.) Der Präceptor 188
51.) Der Platzbube 192
52.) Der Collegial-Arbeiter 194
53.) Ein schwäbisches Leichenbegängniß 198
54.) Der Nachtwächter 202
55.) Der junge Schriftsteller 205
56.) Der Tübinger Kutscher 209
57.) Der angehende praktische Arzt in Stuttgart . . . 213
58.) Die Winkelschenke 217
59.) Der Handelsjude 221
60.) Der Wiesensteiger Gypser 227

Druck von Carl Schell's Wittwe in Heilbronn.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

OCT 24 1913